

Evangelische Hochschule
Darmstadt

University of Applied Sciences
eh-darmstadt.de

Gabriele Kleiner, Silke Krug
und Claudia Maier-Höfer

**Vom Gemeindezentrum
zum Familien- und Stadtteilzentrum**

Arbeitspapiere aus der
Evangelischen Hochschule Darmstadt
Nr. 19 – Mai 2014

ISSN 2193-6501

Impressum:

Evangelische Hochschule Darmstadt
Forschungszentrum
Zweifalltorweg 12
D-64293 Darmstadt

Tel: 061 51/87 98 0

Fax: 061 51/87 98 58

E-Mail: forschung@eh-darmstadt.de

Internet: <http://www.eh-darmstadt.de/forschung>

Redaktion: Patricia Bell

ISSN 2193-6501

ZUSAMMENFASSUNG

Ausgangspunkt der Untersuchung war es, eine stadtteilbezogene Arbeit in Kirchengemeinden zu entwickeln. Dabei sollten die Konstruktionen von Stadtteilarbeit offen bleiben, um die Menschen selbst, die im Stadtteil leben für den Prozess der Entwicklung eines Stadtteilzentrums oder ähnlicher Formen von gemeinschaftsorientierten Organisationen zu gewinnen. Die Akteur_innenschaft der Bewohner_innen von drei Stadtteilen war der Bezugspunkt der Analyse der Stadtteile. Vor dem Hintergrund der Dokumentarischen Methode sowie der Qualitativen Inhaltsanalyse als Auswertungsverfahren von Gruppendiskussionen zeigen die Ergebnisse die Verwobenheit der Menschen in die vorhandenen Strukturen. Sie zeigen weiter, inwieweit die Funktionalität oder Dysfunktionalität von Strukturen erkannt und in Verbindung mit eigenen Vorstellungen von Gemeinschaft gebracht werden.

Schlüsselbegriffe:

Stadtteilbezug von Kirchengemeinden – Akteur_innengemeinschaft – Strukturen – Lebenslagen – Lebenswelten

Abstract:

The starting point for the research was to develop a neighbourhood focus for parish work. How neighbourhood based work was defined remained open in order to encourage the participation of people living in the neighbourhood in the processes of developing the neighbourhood centres or similar forms of neighbourhood oriented organisation. The reference point for the analysis of the neighbourhoods was the local players of residents in three neighbourhoods. With the use of the documentary method as well as qualitative content analysis of group discussions the findings identify how people are interwoven in existing structures. Furthermore, the functionality or dysfunctionality of those structures are demonstrated and linked to their own ideas of community

Key words:

neighbourhood focus of parish work, local players, structures, life phases and lifeworlds

**Vom Gemeindezentrum
zum Familien- und Stadtteilzentrum**
Abschlussbericht



Prof. Dr. Gabriele Kleiner
Sozialarbeiterin (BA) Silke Krug
Prof. Dr. Claudia Maier-Höfer

Auftraggeber:

Evangelisches Dekanat Darmstadt-Stadt

Rheinstr. 31
64283 Darmstadt

Förderer:

Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

Paulusplatz 1
64285 Darmstadt

Evangelisches Dekanat Darmstadt-Stadt

Rheinstraße 31
64283 Darmstadt

Evangelische Kirchengemeinde Eberstadt-Süd

Stresemannstraße 1
64297 Darmstadt

Evangelische Martin-Luther-Gemeinde

Heinheimer Straße 41
64289 Darmstadt

Evangelische Michaelsgemeinde

Mollerstraße 23
64289 Darmstadt

Evangelische Thomasgemeinde

Flotowstraße 29
64287 Darmstadt

Jubiläumsstiftung der Stadt- und Kreis-Sparkasse Darmstadt

Rheinstr. 10-12
64283 Darmstadt

Stiftung Diakonie in Hessen und Nassau

Ederstraße 12
60486 Frankfurt am Main

Forschungszentrum der Evangelischen Hochschule Darmstadt

Zweifalltorweg 12
64293 Darmstadt

Inhalt	Seite
Dank	
1 Einleitung (Gabriele Kleiner, Claudia Maier-Höfer)	6
2 Kirchengemeinden im 21. Jahrhundert (Gabriele Kleiner)	9
3 Das Forschungsprojekt (Gabriele Kleiner und Claudia-Maier-Höfer)	11
3.1 Der Zugang zum Feld (Silke Krug)	11
4 Der qualitative Zugang I – Die Dokumentarische Methode (Claudia Maier-Höfer bis 4.4.)	13
4.1 Darstellung der Methode der Datenerhebung	13
4.2 Darstellung der Methode der Datenauswertung	14
4.2.1 Prämisse der Untersuchung	15
4.2.2 Fragestellung der Untersuchung	20
4.3 Darstellung der Auswertungsergebnisse	20
4.3.1 Darstellung der Kreisläufe	35
4.4 Zusammenfassung	81
5 Der qualitative Zugang II - Die qualitative Inhaltsanalyse (Gabriele Kleiner bis 5.5.)	92
5.1 Gruppendiskussionen	93
5.2 Kategorienbildung	93
5.2.1 Induktive Kategorien	94
5.2.2 Deduktive Kategorien	94
5.3 Theoriebezug	94
5.3.1 Lebenswelt als Konstruktion sozialer Wirklichkeit	95
5.3.2 Lebenswelt und Sozialraum	95
5.3.3 Sozialraum- und Gemeinwesenorientierung	96
5.4 Darstellung der Ergebnisse	98
5.4.1 Martin-Luther-Gemeinde, Michaelisgemeinde und Thomasgemeinde	98

5.4.2	Kirchengemeinde Eberstadt-Süd	110
5.5	Zusammenfassende Analyse – Herausforderungen für die Stadtteilentwicklung	117
6	Der Expert_innen-Workshop (Silke Krug)	121
6.1	Die Workshop-Ergebnisse auf der Folie der Gruppendiskussionen (Gabriele Kleiner)	126
7	Empfehlungen (Gabriele Kleiner)	127

Literatur

DANK

An erster Stelle gilt unser Dank den Förderern des Projektes: der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, dem Evangelischen Dekanat Darmstadt-Stadt, der Evangelischen Kirchengemeinde Eberstadt-Süd, der Evangelischen Martin-Luther-Gemeinde, der Evangelischen Michaelsgemeinde, der Evangelischen Thomaskirche, der Jubiläumsstiftung der Stadt- und Kreis-Sparkasse Darmstadt, der Stiftung Diakonie in Hessen und Nassau sowie dem Forschungszentrum der Evangelischen Hochschule Darmstadt.

Das Projekt ist mit einer eher ungewöhnlichen Forschungsmethode gestartet, deren Umsetzung im Mai 2013 - ausgelöst durch einen kritischen Zeitungsartikel - Konfliktpotentiale zwischen den Akteur_innen verursachte, die in Bezug auf den Stadtteil Eberstadt und damit auch für die Evangelische Kirchengemeinde Eberstadt-Süd, nach Abschluss aller Gruppendiskussionen, eine frühzeitige Beendigung der Zusammenarbeit mit sich brachten. Dennoch haben wir entschieden, die durchgeführten Diskussionen in Eberstadt in die Auswertung mit einzubeziehen.

Wir danken ganz besonders den Menschen, die sich für die Gruppendiskussionen zur Verfügung gestellt haben, um damit den Verantwortlichen in den Kirchengemeinden einen Einblick in ihre ganz subjektiven Wahrnehmungen und individuellen Bedürfnisse zu geben. Und - so hoffen wir - durch diese Anregungen zur weiteren Öffnung der Kirchengemeinden in den Stadtteil und damit in die Bürger_innengemeinde beizutragen.

Prof. Dr. Gabriele Kleiner
Sozialarbeiterin (BA) Silke Krug
Prof. Dr. Claudia Maier-Höfer

Darmstadt, im März 2014

1 **Einleitung** (Gabriele Kleiner und Claudia Maier-Höfer)

Familienzentren stellen sich in Zeiten des demografischen Wandels als Orte dar, an denen sich Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen begegnen. Familie ist nicht mehr allein in der klassischen Familienphase und nicht als traditionelle Lebensform definiert; Familie ist vielfältiger. Die Konzeptionierung eines Begegnungszentrums, das nicht nur Angebote für unterschiedliche Gruppen vorbereitet, sondern die Lebenswelten der Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebensweisen (z.B. als Mütter und Väter von kleinen Kindern; als Tochter, die ihre kranke Mutter pflegt; als alleinstehender, verwitweter Senior, der mit der Diagnose „Demenz“ konfrontiert ist oder als junger Mann mit einer Behinderung, der ein Hobby hat, das er gerne wohnortnah mit anderen Menschen teilen möchte), berücksichtigt.

Die Begegnungen von verschiedenen Gruppen offenzuhalten und gleichzeitig das Besondere der Lebenswelten und Lebensweisen zu begreifen und daraufhin ein dem Stadtteil und den Menschen entsprechendes Zentrum zu konzipieren, erfordert eine systematische Strukturierung von Teilhabe aller an der Gestaltung des Zentrums. Ein für alle ideales Zentrum lässt sich nicht auf dem Reißbrett entwerfen. Ebenso wenig ist der Prozess der Gestaltung der Begegnungen nicht abschließend konzipierbar. Eine lokale Dynamik des Austausches zwischen den Menschen, mit Bedürfnissen und Bedarfen im Sozialraum, ist ein wesentlicher Bezugspunkt für den initialen Moment, ein kirchliches Gemeindezentrum in ein Familienzentrum zu verwandeln, wie auch ein wesentlicher Bezugspunkt für die Stabilisierung und nachhaltige Verankerung des Zentrums im Stadtteil.

Das durchgeführte Projekt geht von vier Kirchengemeinden aus, die in den Stadtteilen Martinsviertel, Komponistenviertel und Eberstadt-Süd liegen. Im Hintergrund steht die Erkenntnis, dass Familienzentren nicht als feste Konzepte standardisierbar sind, sondern gerade die Menschen und die Ressourcen der Stadtteile in die Konzeptionierung eingebunden werden müssen, damit das Familienzentrum als Begegnungsort nachhaltig die Lebensqualität aller Menschen im Stadtteil stabilisiert bzw. erhöht.

Der inhaltliche Schwerpunkt des Projektes besteht darin, bekannte, wie auch neu identifizierte Bedarfe, Bedürfnisse und Angebote, mit der Möglichkeit der Teilhabe und der Vernetzung im Stadtteil für die Weiterentwicklung zu berücksichtigen.

Dabei stehen folgende Wertorientierungen im Vordergrund:

- Teilhabe aller an der Gestaltung der Einrichtung, der Räume, der Angebote, sowie der Zeiträume.
- Entwicklung von Angeboten, die von den Gruppen mit bestimmten Bedürfnissen, Potentialen und Interessen gestaltet werden.
- Bildung und Entwicklung als bürgerschaftliches Engagement über die gesamte Lebensspanne zu begreifen.
- Strukturen der Begegnungen in der Vielfalt von Lebensgemeinschaften und Lebensphasen zu schaffen.
- Prozessorientierung und Partizipation zu garantieren.

Die Stadtteile, die für das Projekt ausgewählt wurden, stellen insofern eine Herausforderung dar, da sie je ganz eigen und besonders sind. Es handelt sich zum einen um den „bürgerlichen“ Stadtteil Martinsviertel sowie den als „gutbürgerlich“ zu bezeichnenden Stadtteil Komponistenviertel. Diese sind in den Kirchengemeinden Thomasgemeinde, Michaelsgemeinde und Martin-Luther-Gemeinde verortet. Im Stadtteil Eberstadt-Süd leben sowohl als bürgerlich zu bezeichnende Menschen, als auch sehr viele Alleinerziehende und Familien mit Kindern in prekären Lebenslagesituationen. Der durch die intensive Bebauung durch Hochhäuser gekennzeichnete Teilbereich gilt seit Jahren als „sozialer Brennpunkt“ und ist seit Jahrzehnten „Soziale Stadt“-Gebiet. Die Unterschiedlichkeit der Stadtteile erlaubte es nicht, formale Strukturen für eine Übertragung des Projekts zu konzipieren, sondern gerade die je besondere Dynamik in den Blickpunkt zu nehmen und zu untersuchen. Dabei war es für das Projekt entscheidend, dass das Verständnis von Familienzentren komplexer angelegt sein sollte. Alle am Projekt beteiligten Kirchengemeinden verfügen über Kindertagesstätten, teilweise über Angebote für Jugendliche und/oder Angebote in der ambulanten und stationären Altenhilfe.

Ziel des Projektes ist die Konzeptionierung und Evaluation eines Transformationsprozesses „vom Gemeindezentrum zum Familien- und Stadtteilzentrum“, d.h. von den durch die Kirchengemeinden repräsentierten Stadtteilen in je ein intergeneratives, stadtteilorientiertes Begegnungszentrum. Dabei geht es um einen Entwicklungsprozess, der untersucht wurde und dessen Gestaltung nunmehr – auf der Grundlage der Ergebnisse - partizipativ zu gestalten ist.

Konkrete Hinweise zum Handeln zu erarbeitet, ist insofern schwer, als die Frage lautete, „Was brauchen die Menschen im Stadtteil?“ So sollte der Fokus auf die Bewohner_innen gerichtet sein. Im Sinne der Weiterentwicklung und

Konkretisierung der Idee der Vernetzung, was an einem anderen Tisch bearbeitet werden muss, können die Forschungserkenntnisse „in die Hand“ genommen werden. Sie lassen einen Einblick in unterschiedliche Lebenskontexte, und wie sie von den Bewohner_innen geordnet werden, zu. Von dort aus lassen sich verschiedene Formen und Zugänge zu den Menschen erschließen, je nachdem, was man als Gemeinde machen möchte.

Auf der Ebene des Verstehens von „Menschen im Stadtteil“ wird eine Annäherung an Prozesse, deren Existenzweisen Raum und Rahmung auf unterschiedlichsten Ebenen zu geben, vorbereitet. Darauf bezogen sollen nun die Forschungsergebnisse dargestellt werden. Es sind keine einmaligen Sätze, es sind aber auch keine verallgemeinerbaren Sätze: die Menschen sagen das, was sie sagen, oft und an verschiedenen Orten auf unterschiedliche Weise und weil sie miteinander sprechen. Auf diese Weise verbinden sich die Menschen auch immer wieder miteinander. Die Forschungsergebnisse erzählen von den Menschen in ihrer je besonderen Existenzweise – insbesondere in Bezug dazu, wie sie aufeinander eingehen wenn sie von sich sprechen.

Friedrich Schlegel hat es ein Fragment genannt, eine Form, in der sich Menschen in ihrem Sein ausdrücken. Es kann nie alles gesagt werden, nicht umfassend gesagt werden. In diesem Teil, wenn es angenommen wird, ist jedoch das Ganze des Menschseins enthalten, als Erkenntnis im Einzelnen und von Einzelnen. Insofern lassen sich die Menschen, die von sich erzählt haben erkennen. Er schreibt:

*„Ein Fragment muß gleich einem kleinen Kunstwerke von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet sein, wie ein Igel.“
(Schlegel 1967, S. 197.)*

Diesen Igel muss man anfassen!

Die Expressionen, im Sinne von Selbstaussdruck der miteinander diskutierenden Menschen, der ihnen in der Gruppe möglich war, sind heterogen. Sie erhalten erst im Übergang zu anderen Aussagegefügen (Politik, Städtebau, Infrastrukturplanung, Verkehrsplanung, Feinstaubverordnung etc.) und sozialen Praktiken (öffentliche Kinderbetreuung, Angebotsstruktur für Freizeitgestaltung, von der Sozialpolitik geprägte Formen von Hilfe per Stigmatisierung etc.) Dauer und Festigkeit - als Erkenntnisse, aber auch als Teilhabe. Dieses Gewebe von Sprechen über die Menschen im Stadtteil, Sprechen der Menschen im Stadtteil und das Diskutieren von Vorstellungen von möglichen Handlungszonen - vernetzt oder lokal - zu flechten, ist eine umfassende Arbeit mit vielen Akteur_innen, die in einem zu begrenzenden Forschungsvorgang nicht geleistet werden kann. Es

bedarf noch der Erarbeitung einer Handlungsperspektive, die sich an diesen Prozess anschließen kann. Die Akteur_innenschaft der Menschen wird als Ressource erkennbar.

2 KIRCHENGEMEINDEN IM 21. JAHRHUNDERT (Gabriele Kleiner)

„*Handeln beginnt mit wahrnehmen*“, so formuliert Zellfelder die Notwendigkeit für Kirchengemeinden, sich im 21. Jahrhundert den sozialpolitischen Herausforderungen zu stellen und u. a. „*die Gesichter der Armut innerhalb ihrer Mitglieder und in ihrem Einzugsgebiet wahr[zu G.K.]nehmen*“ (vgl. Zellfelder 2013:72).

Dabei interpretiert er Wahrnehmung insbesondere hinsichtlich

„*armer und ausgegrenzter Menschen in der Gemeinde und im Gemeindebereich. ... Erwerbslose, Erwerbstätige mit Niedriglöhnen, Alleinerziehende, Menschen mit niedrigen Renten, Obdachlose, seelisch und körperlich kranke Menschen, Menschen mit Migrationshintergrund, Kinder und Jugendliche, von Sucht bestimmte Menschen.*“ (ebd.)

Zellfelder konstatiert zudem Milieugrenzen und ein damit verbundenes Manko der Kirche(n), die zu stark am Mittelstand orientiert seien, was sich in einer Unterrepräsentanz sowohl der Oberschicht, wie auch der Milieus, zu denen arme und ausgegrenzte Menschen gehören, zeige (ebd.).

Diese Position findet sich auch in der Armutsdenkschrift der EKD, in der es heißt:

„*Aus der Sicht der von unzureichenden Teilhabemöglichkeiten betroffenen Menschen (...) zählt die Kirche, gemeinsam mit anderen Einrichtungen, deswegen in der Regel zu denen, die eher „oben“ angesiedelt sind und mit denen man zwar unter bestimmten Bedingungen etwas zu tun hat, zu denen man aber nicht gehört und in denen man sich deshalb auch nicht betätigt. Die Gründe für diese mangelnde Beteiligung liegen in erheblichen emotionalen, kulturellen und sozialen Distanzen.*“ (Evangelische Kirche Deutschland 2006:75)

Andererseits werden die Prozesse der gesellschaftlichen Veränderungen, der demografische Wandel, die Veränderungen von Familienstrukturen, Singularisierung und die zunehmende gesellschaftliche Spaltung auch in den Kirchengemeinden sichtbar (vgl. Coenen-Marx 2013: 30) und Gabriel spricht von der Notwendigkeit für Kirche, sich von ihrer „Tradition der Zwangsinstitution“ verabschieden zu müssen und sich zu einer intermediären Organisation zu entwickeln, die der „*Vermittlung zwischen der individuellen Ebene und Sphäre des Privaten auf der*

einen Seite und der öffentlichen Sphäre andererseits“ (Gabriel 2010:393) verpflichtet ist. Damit kann das in den Kirchengemeinden schlummernde soziale und spirituelle „Kapital“, das bei der Bewältigung aktueller sozialpolitischer Herausforderungen und Ohnmachtserfahrungen zum Tragen kommen kann, genutzt werden (vgl. Schmäzle 2013:28). Fehren formuliert in diesem Zusammenhang als Aufgabe, „demokratische Lern- und Bildungsprozesse der Bürger [und Bürgerinnen G.K.] zu initiieren, zu erproben und aufrechtzuerhalten.“ (Fehren 2008:215) Die Trägerschaft von GWA (Gemeinwesenarbeit) sollte weniger bei Kommunen oder privatwirtschaftlichen Unternehmen, sondern stärker bei Wohlfahrtsverbänden liegen (ebd: 210ff). Fehren weist ausdrücklich darauf hin, dass zivilgesellschaftliches Engagement „permanenter Förderung und Absicherung bedarf“ (ebd: 215), weil gerade benachteiligte Bevölkerungsgruppen als primäre Zielgruppe einer gemeinwesenorientierten und gemeindediakonischen Sozialen Arbeit „nur eingeschränkt über die notwendigen Wissensbestände und Ressourcen verfügen [können G.K], um sich aktiv und einflussreich in die Prozesse zivilgesellschaftlicher Deliberation einzumischen.“ (ebd.)

In Anlehnung an Schmäzle ist es notwendiger denn je, von der Haltung wegzukommen, die in untersuchten Sozialraumprojekten immer wieder anzutreffen ist: „Den Menschen in diesem Stadtteil können wir eh nicht helfen! Also fangen wir erst gar nicht an!“ Es muss gelingen, an die Ressourcen dieser Menschen zu glauben und sie zu mobilisieren, nur so „können Probleme angepackt werden, vor denen Politik und Kirche bislang kapitulierten.“ (ebd.)

„Das Verhältnis der Kirche zur Kommune ist“ - so konstatiert Evers -
„[noch G.K.] lange nicht bearbeitet – die Kooperation mit Kommunalpolitik, Sozial- und Jugendhilfeausschüssen, mit dem Baudezernat – Beziehungen, die oft an andere Ebenen oder die Wohlfahrtspflege delegiert sind. Zu klären ist aber auch das Verhältnis zu Schulen und Vereinen. Angesichts des Ausblutens von Kommunen und des Verlustes an Gemeingütern ist Kirche gefragt, sich bewusst in einen Prozess einzubringen, in dem Subsidiarität neu gestaltet wird.“ (Evers 2013:33)

Die Bürgergemeinde(n), wie die Kirchengemeinde(n) sind Orte, an denen Alltag gestaltet wird; hier zeigt sich, inwieweit die Bedarfe und Bedürfnisse von Menschen zufrieden gestellt werden oder ob Beteiligungs- und Unterstützungssysteme fehlen und/oder Lücken aufweisen. Dabei findet kommunale Sozialpolitik – so Strohmeier – häufig im Blindflug statt, da Kommunen (und Kirchengemeinden?) nicht wissen, wie viele Familien mit Kindern, wie viele

Menschen mit Pflegebedarf, alleinerziehend, arm oder beides sind (vgl. Strohmeier 2007). *„Die Stadt als zentraler Ort der Integration ist zugleich auch Ort der Ausgrenzung. Wer langzeitarbeitslos ist, (einkommens)arm, über nur wenige soziale Beziehungen verfügt (... G.K.), ist selten integriert. Städte sind somit nicht nur Orte der Emanzipation, sondern auch der sozialen Ungleichheit.“* (Rüßler 2008: 15)

3 DAS FORSCHUNGSPROJEKT (Gabriele Kleiner und Claudia-Maier-Höfer)

Das Projekt- bzw. Forschungsdesign zielt insbesondere auf die Entstehung eines „gemeinsamen Erfahrungsraumes“ in den Stadtteilen ab. Das implizite und explizite Wissen über Lebenswelten und Lebensqualitäten von Menschen in Sozialräumen, gilt es zu er- und bearbeiten, um Ressentiments und Zuschreibungen als Grenzen des Austauschs und der Begegnungen zu begreifen. Nur unter der Voraussetzung eines offenen Austauschs, bzw. einer Gestaltung von Offenheit bzgl. Grundeinstellungen kann es gelingen, Erfahrungsräume zu schaffen, um andere Lebensweisen und Lebensphasen kennenzulernen und das je besondere Potential und die je besonderen Bedarfe und Bedürfnisse erfassen zu können. Daraus kann eine partizipative Handlungspraxis für ein gemeinsames Zentrum und dessen Nachhaltigkeit als stadtteilbezogener Bildungs- und Begegnungsort entwickelt werden.

3.1 DER ZUGANG ZUM FELD (Silke Krug)

Der Zugang zum Feld erfolgte in einer konzertierten Aktion verschiedener Instrumente. Zu Beginn war es wichtig in den untersuchten Stadt- und Gemeindegebieten auf das Forschungsprojekt aufmerksam zu machen und einen ersten Bezug zu der Kontaktperson der wissenschaftlichen Mitarbeiterin herzustellen. Dazu wurde ein Flyer entwickelt, der über das Forschungsprojekt informierte und eine Gesprächseinladung in direkter Ansprache durch die durchführende wissenschaftliche Mitarbeiterin enthielt. Über einen Presseverteiler wurde eine Pressemeldung an die örtliche Presse verteilt, Artikel in den Gemeindebriefen der in das Forschungsprojekt eingebundenen Gemeinden veröffentlicht und die Gesprächstermine im Online-Veranstaltungskalender der Stadt Darmstadt bekanntgegeben. Darüber hinaus gab es ein Pressegespräch mit dem Darmstädter Echo sowie eine Gesprächseinladung via Facebook-Account der wissenschaftlichen Mitarbeiterin. Aushänge wurden in den Gemeindeschaukästen und an öffentlichen Orten platziert sowie Flyer in den Briefkästen der Wohnanlage

im Schwarzen Weg verteilt. Parallel dazu erfolgte eine Begehung der Gemeindegebiete, während derer die Stadtteilbewohner_innen gezielt angesprochen und auch an ihren Versammlungsplätzen aufgesucht wurden. Daneben wurden Flyer in Apotheken, Cafés, Einzelhandelsgeschäften, Kiosken, Bäckereien, Frisörläden, etc. ausgelegt und das Verkaufspersonal als potentielle Multiplikator_innen für ihre Kundschaft angesprochen. Zusätzlich erfolgte die Kontaktaufnahme mit Stakeholder_innen in Seniorenheimen, wie bspw. dem „Altenzentrum an der Rosenhöhe“ und Kinderbetreuungseinrichtungen, wie bspw. der „Kinderinsel“ in Eberstadt-Süd. Ein Infostand auf dem Gemeindefest der Thomasgemeinde konnte ebenfalls werbewirksam zur Gewinnung potentieller Gesprächspartner_innen genutzt werden.

Um darüber hinaus an Gesprächspartner_innen zu gelangen, wurden Multiplikator_innen und Stakeholder_innen in den jeweiligen Stadtgebieten mit eingebunden. So konnten in Eberstadt-Süd über die Mitarbeiterinnen des Café (N)immersatt mehrere Gesprächspartnerinnen gewonnen werden. Ebenso, wurde eine Gesprächsgruppe durch die Leiterin der KiTa der Thomasgemeinde vermittelt. Einige der Gesprächsteilnehmer_innen wurde außerdem über persönliche Kontakte gefunden, bzw. diese Kontaktpersonen fungierten als Multiplikator_innen, die ihrerseits Gesprächsteilnehmer_innen akquirierten. Es zeigte sich sehr schnell, dass die ursprünglich geplanten Gesprächstermine mit den Zeitfenstern der Gesprächsinteressent_innen kollidierten und eine große Einschränkung für die Zielgruppen bedeutete. Auf diesen Umstand wurde zügig und mit größtmöglicher Flexibilität reagiert. So wurden neben den offiziellen Gesprächsterminen zusätzliche Termine an variablen Begegnungsorten vereinbart, was zu einer größeren Beteiligung führte.

Gerade die direkte Ansprache der Stadtteilbewohner_innen bei den Ortsbegehungen stieß auf große Resonanz. Das Interesse an den Forschungsinhalten war groß und die angesprochenen Personen sehr auskunftsfreudig. Leider mündeten diese Gespräche in der Regel nicht in die Teilnahme an einer Gruppendiskussion. Insgesamt lässt sich attestieren, dass die Bewohner_innen positiv auf die direkte Ansprache reagierten und in hohem Maße gesprächsinteressiert waren. Die Bereitschaft, zu einem vorbestimmten Termin bzw. Ort an einem Gespräch teilzunehmen war jedoch nur bei wenigen vorhanden. Insbesondere ist es nicht gelungen, Jugendliche für die Diskussionen zu gewinnen. Es muss an dieser Stelle kritisch reflektiert werden, dass Angebote mit einer

Komm-Struktur nicht geeignet scheinen, für eine Teilnahme an einer Gruppendiskussion zu motivieren.

4 DER QUALITATIVE ZUGANG I - DIE DOKUMENTARISCHE METHODE (Claudia Maier-Höfer)

4.1. DARSTELLUNG DER METHODE DER DATENERHEBUNG

Die Gruppendiskussion als Erhebungsverfahren in der rekonstruktiven Sozialforschung ermöglicht es, inkorporierte Handlungsrouitinen und „atheoretisches Wissen“ (Karl Mannheim) oder „implizites Wissen“ (Michael Polanyi) zu untersuchen. In der Situation des miteinander Sprechens und der Art und Weise sich aufeinander zu beziehen oder sich voneinander abzugrenzen, erscheint das Miteinander, wie es im Alltag gestaltet und gelebt wird. In Bezug zu besonderen Themen ereignet sich quasi eine Reinszenierung der Begegnungen im Stadtteil. Die Art und Weise, sich mit den Menschen auf eine je besondere Weise verbunden zu fühlen, wird im Gespräch erneut durchlebt.

„Das Wissen, darum, wie man sich miteinander verbindet bzw. auf welche Weise man sich in dem Bezugssystem des Miteinanders als „Handlungen“ mit anderen Menschen ausdrücken kann, kann anhand des Materials der aufgezeichneten und transkribierten Gruppendiskussionen „rekonstruiert“ werden. Dieses Wissen wird „auf der Basis der Beobachtung von Handeln sowie von symbolischen Repräsentationen des Handelns (verbale und visuelle Darstellungen in Gestalt von Dokumenten, Äußerungen in Interviews und Gruppendiskussionen...) rekonstruiert...“ (Meuser 2003, S. 141.)

Was in den Gruppendiskussionen gesagt wird, und wie es gesagt wird, stellt keine „Meinung“ dar, sondern „Formen, sich miteinander zu verbinden“. Es wird auch nicht nach dem intendierten Sinn der Worte und Gesten eines Menschen in der Diskussion gefragt. Muster, sich aufeinander im Sprechen zu beziehen können, als Orientierungen des Miteinanders erkannt werden.

Die verdichtete Form des impliziten Wissens wird als „Habitus“ bezeichnet. Dieser Habitus bildet sich aus in den Begegnungen mit anderen Menschen, und wird in jeder weiteren Begegnung immer wieder aktualisiert. Der Habitus stabilisiert die Gemeinschaft. Er destabilisiert sie aber auch, wenn er ausschließend und dysfunktional für den Zusammenhalt einer sich erweiternden Gruppe wird, und damit erweiterte Formen des Miteinanders nicht entsprechend zulässt. Ralf Bohnsack, der die dokumentarische Methode entwickelt hat, beschreibt den Orientierungsrahmen einer Gruppe, bzw. den Habitus, sich miteinander zu verbinden folgendermaßen:

„Bei dem, worüber seitens der Erforschten berichtet wird (...) interessiert nicht, ob die Darstellungen (faktisch) richtig sind, sondern es interessiert was sich in ihnen über die Darstellenden und deren Orientierungen dokumentiert.“ (Bohnsack, 1999, S. 75.)

4.2. DARSTELLUNG DER METHODE DER DATENAUSWERTUNG

Rekonstruktion bedeutet, das, was schon da ist und explizit gesagt wird herauszuarbeiten. Es werden keine Deutungen, „in die Personen hinein“ vorgenommen. Lediglich was, wann und wie es gesagt wurde, und was dann die anderen gesagt haben, bzw. was vorher gesagt wurde, wird in Bezug zu einander bzw. in Bezug zu anderen Gruppendiskussionen gesetzt. Diese Methode des Erkennens der Bedeutung einer Passage in Bezug zu anderen Passagen, deren Bedeutungen wiederum aus der Bedeutung anderer Passagen herausgearbeitet wird, ist „abduktiv“. Durch stetigen Vergleich, durch die sog. komparative Analyse, werden unterschiedliche Musterungen, die vom Miteinander erzeugt werden, immer wieder verglichen, als Thesen aufgeworfen oder verworfen; bis letztendlich eine Bündelung in Typen möglich ist. Diese Typen beziehen sich aufeinander, in dem sie sich auf bestimmte Weise ähnlich sind, sich aber auch in anderer Weise voneinander unterscheiden. Worin sie sich unterscheiden, und worin sie sich ähnlich sind, wird aus dem Material herausgearbeitet, bis beschrieben werden kann, was das jeweils Besondere eines Typs ist. Es wird kein Bezug zu einer bestehenden Theorie aufgenommen, von der dann Zusammenhänge „deduktiv“ abgeleitet werden. Dieses Verfahren der komparativen Analyse entspricht methodologisch der „grounded theory“ (Barney G. Glaser & Anselm Strauss). Es bedeutet, dass die Theorie, die erarbeitet wird, nicht in anderen Theorien und Konzepten gründet, sondern allein aus dem Datenmaterial hervorgeht, im Sinne von „die Theorie gründet“ im Datenmaterial und in dessen systematischer Bearbeitung.

Die Wirklichkeit, als Ausschnitt von allem Möglichen, was man untersuchen könnte, entspricht in dieser Forschung der „Wirklichkeit des Miteinanders“. Sie stellt sich immer wieder im Miteinander her und bildet einen „konjunktiven Erfahrungshintergrund“ (Karl Mannheim). Dieser prägt die Menschen in ihrer Verankerung in einer sozialen Gemeinschaft und bindet sie gleichzeitig ein. Pierre Bourdieu hat in diesem Zusammenhang den Begriff des „Habitus“ erarbeitet. Dieser ist in jeder Gruppe jeweils besonders; ihn gilt es herauszuarbeiten, um etwas darüber zu erfahren, wie Menschen miteinander ihre Existenzweise ordnen und sich zueinander „orientieren“. Der Bezugspunkt der Bearbeitung der eigenen Existenz ist hier nicht die autobiografische und introspektive Reflexion, die man

durch die Erzählung eines Menschen herausarbeiten kann, sondern der „Orientierungsrahmen“ (anderer Begriff für Habitus), der im miteinander Sprechen aktualisiert wird oder besser: „sich dokumentiert“. Insofern erklärt sich die Bezeichnung „dokumentarische Methode“ für die Methode der Datenauswertung, wie sie Ralf Bohnsack und Kolleg_innen vertreten. Sie schreiben:

„Die Analyseverfahren dieser Methode eröffnen einen Zugang nicht nur zum reflexiven, sondern auch zum Handlungsleitenden Wissen der Akteure und damit zur Handlungspraxis. Die Rekonstruktion der Handlungspraxis zielt auf das dieser Praxis zugrunde liegende habitualisierte und z.T. inkorporierte Orientierungswissen, welches dieses Handeln relativ unabhängig vom gemeinten Sinn strukturiert. Dennoch wird dabei die empirische Basis des Akteurswissens nicht verlassen. Dies unterscheidet die dokumentarische Methode von objektivistischen Zugängen, die nach Handlungsstrukturen ‚hinter dem Rücken der Akteure‘ suchen.“ (Bohnsack, Nentwig-Gesemann, Nohl 2007², S. 9.)

Ziel der Auswertung ist das Erarbeiten von „Typen“, die nicht als Idealtypen gelten, sondern als Erkenntnisse darüber, welche Formen des Miteinanders in einem Stadtteil, in Bezug auf Begegnungen von Männern und Frauen, von jüngeren und älteren Menschen, von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, etc. stattfinden. Von dieser Typenbildung aus lassen sich Systematiken rekonstruieren, die einen Typ nicht als „zufällig“ erscheinen lassen, sondern ihn vor dem Hintergrund von strukturellen Effekten auf bestimmte Existenzweisen erkennbar machen. Von dieser Rekonstruktion ausgehend, lässt sich eine These bilden, die dann in Bezug zur „Akteur_innenschaft“, als der Art und Weise im Stadtteil „ordnend“ präsent zu sein, aufgearbeitet werden kann.

Wie Menschen ihre Existenzweise ordnen und wo es zu Dysfunktionalität kommt - zum einen zur Dysfunktionalität des Orientierungsmusters und zum anderen zur Dysfunktionalität von sozialen, politischen und anderen gesellschaftlichen Strukturen (wie z.B. Initiativen, Aktionen, politische Entscheidungen und implizite Wertsysteme etc.), mit dem Effekt Beschränkung der Akteur_innenschaft bzw. der Fähigkeit einer Gruppe ihre Existenzweise zu ordnen - kann dann erkennbar werden.

4.2.1. PRÄMISSE DER UNTERSUCHUNG

Die Menschen werden grundsätzlich als Akteurinnen und Akteure wahrgenommen. Sie sind es, die sich mit anderen Menschen auf ihre Weise verbinden. Sie tun es nicht von ihrer subjektiven Einzelexistenz aus, sondern als „Menschen-im-Miteinander“. Insofern stellen sie das Miteinander her, in dem sie sich selbst einander gegenüber orientieren. Von dieser Position im Miteinander

aus, werden Wünsche formuliert, Handlungen geplant und Umsetzungsmöglichkeiten analysiert. Als „Enaktierungspotential“ lassen sich, in Bezug zu den Formen des Miteinanders, die „Kraft und die Ideen“ zu Handeln erschließen. („Kraft und Ideen“ sind hier nicht als Fachbegriffe zu verstehen. Sie beziehen sich auf eine Sprache, die viel näher am Miteinander und an der gestaltbaren Wirklichkeit der Menschen „im Feld“ liegt.)

Die Enaktierungspotentiale sind Aspekte des Erfahrungsraums. Sie bilden im Kontext des Miteinanders, als ein Miteinander des Verhandeln, Gestaltens, Ausdrückens von Wünschen und Empfindungen, in entsprechender Resonanz, einen Erlebnishintergrund ab. Von da aus kann man auf das vorhandene Potential, Ideen umzusetzen, schließen und umgekehrt. Dieser Hintergrund lässt sich auf eine Orientierungsfigur beziehen. Anhand der Orientierungsfigur können Fragestellungen weiter vertieft oder aufgefächert werden, z.B. Fragestellungen danach, wie man „an diese Menschen herankommt“ und sie in ihrer Akteur_innenschaft stärken kann.

Dazu schreibt Bohnsack:

„Die Orientierungsfigur ist eingelassen in Erlebnisdarstellungen, in die Darstellung von Erlebnisprozessen – grundlegend: Interaktionsabläufe- als deren ‚Resultat‘ sie erscheint, in dem in den unterschiedlichen Situationen und Lebensbereichen der Gruppe bezogene Erlebnisdarstellungen ein vergleichbares „homologes“ (Orientierungs-)Muster immer wieder reproduziert wird.“ (Bohnsack 2010⁸, S.136.)

Hinter diesen Praxis- bzw. Interaktionsformen, wie sie in den Erlebnisdarstellungen als Muster erkennbar sind, liegt der „Habitus“. Er bringt sie hervor und strukturiert das Handeln, als erkennbare Formen von Praxis. Er strukturiert ebenso die Formen, die Praxis zu betrachten, das eigene und fremde Handeln wahrzunehmen und zu bewerten. Der Habitus ist laut Bourdieu:

„Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen“ (Bourdieu 1982, S. 277.)

Bourdieu fügt hinzu, dass der Habitus „nur höchst bruchstückhaft dem Bewusstsein zugänglich ist“ (ibid.).

Bezogen auf diese Setzung ist die Akteur_innenschaft ein Merkmal des handelnden, agierenden und Interaktion gestaltenden Subjekts. Dieses Merkmals ist sich das Subjekt jedoch nur in eingeschränkter Weise bewusst. Der „konjunktive Erfahrungshintergrund“ (Karl Mannheim) setzt sich also zum einen in dem miteinander Sprechen und in der Gestaltung von Begegnungen fort; und ist zum anderen als praxeologisches, atheoretisches Wissen (Pierre Bourdieu), das im

miteinander Zusammenleben aus den Begegnungen entsteht und als Hintergrund dient, um Fragen der eigenen Existenzweise zu ordnen, nicht direkt der Selbstreflexion zugänglich.

Der Habitus ist jedoch nicht nur „strukturierende Struktur“, sondern auch „strukturierte Struktur“ (vgl. Bourdieu 1982, S. 279.). D..h. der Habitus strukturiert nicht nur das Miteinander unter den Menschen und die Struktur des Zusammenlebens, wie es von der Gesetzgebung, der Politik, der Wirtschaft als großmaßstäbliche Kräften beeinflusst wird, die dann im Miteinander geordnet werden. Der Habitus wird eben auch durch die großmaßstäblichen Kräfte wie auch durch die mikromaßstäblichen Kräfte (Empfindungen, Wünsche, Existenzweisen mit besonderen Sitten und Gebräuchen, Lebensqualität und Wohlbefinden, Scham, etc.) in ihrem Zusammenwirken geordnet bzw. strukturiert.

Zu der bruchstückhaft bewussten Interaktionsform des Habitus, die in einem Prozess der „Veranähnlichung“ an Musterungen in den Erlebnisräumen entstanden ist und objektiv klassifizierbaren Lebensbedingungen entspricht (im Kontext der Erarbeitung des Habitus anhand einer systematischen Forschungsmethode), tritt noch eine Form der Gestaltung und Bearbeitung von Musterungen in Prozessen, in denen Erlebnisräume und Lebensbedingungen sich verändern (siehe Dysfunktionalität). Das heißt, der Habitus bleibt nicht unbedingt gleich und kann auch nicht gleich bleiben, weil sich schon allein durch die biografische Entwicklung, wie es das Altern darstellt, eine Veränderung ergibt. Der Ablauf unterschiedlicher Familienphasen oder ein Wohnortwechsel aufgrund von Arbeitsplatzsuche erfordert neue Orientierungen. Es ändern sich Gesetze und Stadtteile. Andere Begegnungen mit Menschen ereignen sich, die als Erlebnishintergrund, das „Sich-selbstWahrnehmen“ beeinflussen.

Diese Setzung der Akteur_innenschaft muss demnach vor dem Hintergrund von Strukturen gesehen werden, die die je eigene „Kraft zu Handeln“, einschränken oder öffnen können; je nach Existenzweise und Ordnungsrahmen der Menschen, also der Art und Weise, wie sich diese Menschen, die sich begegnen, in ihrer Existenzweise miteinander verbinden können.

Wenn die Prämisse der Untersuchungsmethode von der Setzung der Akteur_innenschaft der Menschen ausgeht, dann bezieht sie sich nicht auf die Herstellung der Erkenntnis der Bedürftigkeit der Menschen oder deren Bedürfnisse an sich. Hierin unterscheidet sich die Forschungsstrategie von gemeindesoziologischen Ansätzen. Das hat enorme Konsequenzen für die Reflexion, Analyse und eine entsprechende Gestaltung von sozialen Praktiken,

gerade im Kontext der Orientierung, hin zu einem Stadtteilzentrum, das mit den Potentialen der Menschen rechnen möchte. Die Aussagegefüge, in denen über Menschen gesprochen wird, werden üblicherweise von Fachleuten und Menschen, die in der öffentlichen Meinungsbildung tätig sind, fabriziert, die selbst eine Form von Habitus entwickelt haben. Wie Subjekte selbst in die Konstruktion ihrer sozialen Wirklichkeit eingebunden werden, ist eine Frage, die den Status der Fachleute und derer, die die öffentliche Meinung prägen wollen, infrage stellt. Andere Zugänge sind zu konstruieren. Die dokumentarische Methode reflektiert die Standortgebundenheit der Forschenden. Der strukturierte Zugang zum Datenmaterial soll verhindern, dass die Standortgebundenheit in die Auswertung einfließt und sich die Orientierungsrahmen der Forschenden in dem Material ausbreiten. Sämtliche Aussagen, die gemacht werden können, werden in Bezug zur aus dem Datenmaterial erarbeiteten Theorie gemacht und sind keine Meinung der Forschenden. Insofern findet die Interpretation der Realität in Bezug zum Datenmaterial und seiner systematischen Bearbeitung statt.

Mit dem Sprechen „über“ die Menschen und dem „Bewerten und Entscheiden“ – von übergeordneter Ebene aus - in Bezug zu deren eigenen Lebensgestaltungsprozessen löst sich die Akteur_innenschaft auf. Hier erfolgt keine entsprechende Setzung. So gibt es Praktiken und Diskurse, die die Kraft und die Ideen der Menschen, im sozialen Miteinander aktiv zu handeln, nicht berücksichtigen. Aufmerksamkeit ist angebracht, wo die Akteur_innenschaft zwar herbei zitiert wird, aber ohne die sozialen Räume dafür vorbereitet zu haben, d.h. ohne dass ein entsprechender Handlungskontext für die Menschen als Akteur_innen vorgesehen ist. In dem von der Forschenden gewählten Paradigma, wird das Sprechen über die Menschen, allein auf deren Formen des Miteinanders bezogen. Eine Bewertung ihres Miteinanders findet, z.B. in Bezug zu einer moralischen Einstellung, nicht statt. Es wird in Bezug zur Funktionalität und Dysfunktionalität untersucht, und auf einen weiteren Rahmen bezogen.

Allerdings ist, wie gesagt, die Akteur_innenschaft eine Setzung. Auch wenn sie vom Diskurs eines Paradigmas, hier der Arbeiten von Karl Mannheim, Pierre Bourdieu, Ralf Bohnsack und anderen „gesetzt“ ist, ist sie keine Realität im eigentlichen Sinne. Es lässt sich etwas von der Existenzweise von Menschen und wie sie sie miteinander ordnen, in Bezug zu sozialen, politischen, baupolitischen und infrastrukturpolitischen, genderspezifischen und weiteren Strukturen, herausarbeiten. In diesem Kontext möchte ich das methodologische Konstrukt „Akteur_innenschaft“ dort verankern, wo Menschen in ihrer Aktivität, ihr Leben zu

gestalten, an die Möglichkeiten und Grenzen von Strukturen treffen, und wo der Habitus der Menschen, das Ordnen der Existenzweise, in Bezug zu unterschiedlichen Strukturen erschwert oder erleichtert.

In Bezug zur übergeordneten Fragestellung, „wie man etwas von den Menschen im Stadtteil erfahren kann“, um daran die Gedanken an ein Stadtteilzentrum anzuschließen, lässt sich mit dieser Setzung ein Stück „Wirklichkeit“ systematisch und vor dem darstellbaren Hintergrund (siehe dokumentarische Methode) eines Zugangs zur „Realität des Miteinanders“ darstellen. Diese „Realität des Miteinander“ erscheint der Forschenden als Bezugspunkt der Fragestellung zur Konzeptualisierung eines Stadtteilzentrums als relevant. Insofern lässt sich diese sozialwissenschaftliche Ebene in die Diskussion einbringen. Die Forschungspraxis der dokumentarischen Methode, die in der Entwicklung der Wissenschaft relativ neu ist, kann Fragestellungen und eine forschende Definition von Wirklichkeit verändern und damit auch neue Blickpunkte und Bezugspunkte sozialer Praktiken herausfordern.

Der Ausschluss der Menschen aus den Diskursen zur Gestaltung von Stadtteilen sowie der Ausschluss der Menschen aus dem Kontext der Gestaltung und des Entwurfs von sozialen Praktiken (z.B. im Sinne von „wie Stadtteilarbeit oder Gemeindearbeit aussehen soll), bedeutet im mikromaßstäblichen Kontext der Identitätsbildung und des Gefühls für sich selbst, den Verlust des Subjektstatus, bzw. der eigenen „Arbeit an der Subjektivität“, als Ordnen der eigenen Existenzweise der Menschen, im Kontext des Stadtviertels. Der Rahmen der Begegnungen, der Organisationen, des Alltags, des Wunsches danach „dazu zu gehören“ und des Wunsches nach eigener Selbstdarstellung, erstarrt. Die Menschen im Stadtteil geraten in die Gefahr zu Statisten in einem bereits geschriebenen Theaterstück zu werden. Der Erfolg derer, die ein Projekt planen ist dann von der Arbeit und Mitarbeit der Statisten abhängig. Das kann den Projektplanenden zu recht Angst machen. Insofern muss das ganze Vorgehen einer Gestaltung am Reißbrett hinterfragt werden. Von dieser Dynamik im Austausch der Auftraggebenden und der Forschenden ist auszugehen.

Zudem muss die Art und Weise, Partizipation zu begründen, sich – gemäß der Setzung der Prämisse dieser Forschung – an dieser „Arbeit an der Subjektivität“ der Menschen im Stadtteil, als eigene Stärke und in Bezug zum eigenen Lebensentwurf, orientieren und nicht an der Stärke und Überlegenheit einer Art zu existieren, die in den Strukturen der Gesellschaft als „erfolgreich“ gilt. Diese Prämisse des „Erfolgs“ entspräche dann einer Ableitung vom

„Sozialdarwinismus“, und impliziter und expliziter Praktiken der Segregation und „Selektion“ von Menschen in „die einen und in die anderen“. In Rekurs auf großmaßstäbliche Kräfte, der Wirtschaft im kommunalen wie im globalen Kontext, der politischen Orientierung einer Kommune, eines Landes oder gar der Weltwirtschaft und ihren angeblichen Gesetzen des Zusammenspiels, können solche „Praktiken des Erfolgs und erfolgreich Machens“ in allgemeinen Formen der Diskussionen und Diskurse (sowohl in Politik, wie auch in Wirtschaft und Wissenschaft) mangels alternativer Vorstellungen von Miteinander, rechtfertigbar erscheinen.

4.2.2. FRAGESTELLUNG DER UNTERSUCHUNG

Alles, was und wie es in der Gruppendiskussion gesagt wird, nennt man einen „Orientierungsrahmen“ oder „Habitus“, also eine Form sich miteinander zu verbinden. Anders kann man nicht miteinander sprechen, um seine Existenzweise zu ordnen, so die Setzung. Man verbindet sich grundsätzlich miteinander: Pierre Bourdieu hat die Umschreibung „en jeu“/„im Spiel sein“ geprägt. Menschen sind grundsätzlich miteinander „im Spiel“, auch wenn sie gar kein arbeitsteiliges Ziel erreichen wollen und keine gemeinsamen Intentionen und Pläne entwickelt haben. Dass man Pläne gemeinsam macht, kann auch einem Ordnungsmuster von Existenzweise entsprechen und die Art und Weise wie man Pläne macht, verweist auf einen Habitus. Ebenso bezieht sich die Art der Umsetzung von Plänen bzw. nicht Umsetzung auf einen Orientierungsrahmen. Grundsätzlich jedoch, hat dieses Miteinander einen Eigenwert und einen Selbstzweck, so Bourdieu. Dass diese Formen des Miteinanders unterschiedliche Bedingungen des Ordnen der Existenzweise für die Menschen darstellen, wird im Kontext der folgenden, für den Forschungsvorgang formulierten, Fragestellung relevant:

Welche Formen von Miteinander haben Bewohner_innen in ihrem Stadtteil entwickelt, um ihre je besondere Existenzweise zu ordnen? Was trägt dieses Ordnen an Potential, sich im Stadtteil als gestaltend zu erleben, in sich?

4.3. DARSTELLUNG DER AUSWERTUNGSERGEBNISSE

Folgende Orientierungsrahmen, im Sinne von „Typen“ konnten erarbeitet werden (Ich fasse sie hier zur Verbildlichung in Überschriften zusammen):

- Integration und Repression
- Aktive Aneignung der Realität
- Ausbalancieren von Gegensätzen
- Das Eigene und das Fremde
- Verlust der Partizipation/Marginalisierung

(Siehe dazu w.u. die Tabelle und die Ausführungen.)

Die Orientierungsrahmen unterscheiden sich je nach Diskussionsweise, die nicht nach Stadtteilen verschieden oder besonders waren, sondern hinsichtlich anderer struktureller Faktoren, die ich anschließend darstellen werde. Insofern war es wesentlich, mehrere Stadtteile zu untersuchen, weil sonst die Idee entstehen könnte, dass der Stadtteil an sich einen Effekt auf die Menschen habe, auf welche mysteriöse Weise auch immer. So ist es nicht der Stadtteil, der Effekte hat, sondern Formen des Miteinanders und darin eingewebte Faktoren, die an Strukturen anknüpfen. Solche Faktoren sind z.B. körperliche Beeinträchtigung, Geschlecht, Migrationshintergrund, Lebensfinanzierungsstatus, Stadtplanung, Infrastrukturplanung, Verteilung von Wohnraum, Gesetze zu Transferleistungen etc. All das ist über die Einzelexistenz hinaus mit Gesetzen und Ordnungen verknüpft, die Effekte haben, die in einem Miteinander geordnet werden. Durch das „Mitspielen“ der Einzelnen an dem Miteinander entsteht wiederum ein Effekt auf das Miteinander. Die Existenzweise wird in Bezug zu diesen Strukturen, die in das Miteinander hineinspielen geordnet. Diese Effekte können im Moment ebenso mysteriös erscheinen wie „Stadtteileffekte“. Der Zusammenhang ist aber in den Arbeiten von Pierre Bourdieu grundlegend ausgeführt (siehe andeutungsweise „Prämisse der Untersuchung“). Wichtig ist Bourdieus Erkenntnis, dass die Strukturen des Miteinanders von den Subjekten auch selbst gestaltet werden können, je nach möglichem Grad an Akteur_innenschaft, die im Kontext der Strukturen den Menschen eingeräumt werden. Diese Gestaltung ist vermittelt über die Gestaltung von Lebensbedingungen, die als Erlebnishintergrund wiederum das Miteinander beeinflussen.

Anmerkung: Wie jedes wissenschaftliche Paradigma kommt man immer zu dem Punkt, der „Rekurs auf ein Dogma“ heißt. Irgendwann entsteht ein Zirkelschluss der Begründung, der als „dogmatische Setzung“ anzunehmen ist. Wenn man hier weiter hinterfragt, hinterfragt man das ganze Paradigma. Wenn man sich dann aus Reflexionsgründen für ein anderes Paradigma entscheidet, muss man das wiederum begründen und kommt dann ebenfalls wieder zu dem gleichen Punkt. Die Paradigmendiskussion findet in einem anderen Rahmen statt. Die Forschung verändert sich aber und damit die Vorstellungen von Wirklichkeiten, wenn man Paradigmata hinterfragt und neue konstruiert, was aber ein chaotischer Prozess ist. Nun haben wir die Möglichkeit, das Paradigma des „en jeu“ durchzuspielen und darauf bezogen eine Akteur_innenschaft zu konstruieren.

So ist eine wichtige Erkenntnis der Forschung, die ich hier vorwegnehmen möchte: Ich komme nur dann im Ordnen mit meinen Stadtteilnachbar_innen zu einer „Akteur_innenschaft“ – einer Möglichkeit, Wünsche, im Rahmen des Zusammenspiels von großmaßstäblichen und mikromaßstäblichen Kräften, in

konkreten und sinnvollen Aktionen auch wirklich umzusetzen, wenn ich von mir sprechen kann, nicht von einer mir zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit aus, nicht im Kontext von Differenzierungen nach Kategorien etc.. Es kann sein, dass ich als einer „Fremdgruppe“ angehörig von den anderen in der Diskussionsrunde angesprochen werde. Wie löse ich mich davon, um wieder präsent zu sein? Es kann auch sein, dass ich mich nur in der gleichen Meinung und Wahrnehmung wie die anderen artikulieren kann, weil ich den Zugang zu einer eigenen Existenzweise nur als Gleiches unter Gleichen finden kann? Es kann sein, dass ich alles ablehnen muss, weil ich mich in dem was gegeben ist nicht wieder finde, weil ich daran nicht (mehr) beteiligt bin und von dort keine Resonanz auf meine Empfindungen und Wünsche bekomme.

In Bezug zu den Untersuchungsergebnissen kann ich darauf bezogen folgende These aufstellen:

Je nach Thema und Gruppe wechselnd, entstanden Dynamiken von Selbst (sich in seiner Besonderheit der Existenz (wieder-)gewinnen oder sich einer Gruppe zuzuordnen oder zugeordnet werden- im Sinne von „in Bezug zu sich selbst, durch Zuschreibungen entfremdet werden“) und Macht-Ohnmachts-Gefühle in Bezug zur Kontrolle von Nähe und Distanz, wie sie den Menschen wichtig sind.

Zu dieser These möchte ich noch hinzufügen:

1. Sich selbst nahe zu kommen durch die Identifikation mit einer sozialen Gruppe, auf die man stolz ist (für deren Existenzweise man sich nicht schämt und die man aufrechterhalten möchte), die aber von der Mehrheitsgesellschaft traditioneller Weise ausgeschlossen und stigmatisiert wird, führt zur vollständigen Marginalisierung. Diese Form geht über die Dynamiken von Macht- und Ohnmachtsgefühlen, in Bezug zur Kontrolle von Nähe und Distanz hinaus. Eine Resonanz für diese Existenzweise fehlt in Bezug zu den Strukturen der Gesellschaft, mehr noch, die Existenzweise wird „ausgeklammert“.
2. Es können weitere, von der Mehrheitsgesellschaft in traditioneller Weise ausgeschlossene Menschen, in ihrer Entwicklung hin zur Marginalisierung erkannt werden: das Fehlen der Resonanz für ältere Menschen, die stolz auf ihr Alter und ihre eigenen Lebensentwürfe in dieser Lebenszeit sind, und sich nicht in Altersheime und zwangsgesteuerte Belustigung durch andere „zurückziehen lassen wollen“, wo sie die Mehrheitsgesellschaft, insbesondere in ihrer Repräsentation in der Sozialpolitik „hin ordnet“, ist erkennbar. Hier geht es aber weniger um Ausklammerung, sondern eher um „Wegschluss“.
3. „Einschluss“ nach dem Muster „Integration via Repression“, erzeugt bei den einen Macht, die die Ansprüche an die Menschen stellen, wie sie sich einfügen sollen, um dann nicht mehr ausgeschlossen zu sein, zumindest nicht in der begrenzten „Gemeinschaft“, die von Funktionsträgern konstruiert und stabilisiert wird. Es entstehen „Realitäten von Strukturen“,

die mit den „Realitäten der Menschen“ nichts mehr zu tun haben. Bei den „anderen“ entsteht nicht nur Ohnmacht, sondern insbesondere Scham, nicht zu genügen, nicht zu verstehen, Unterstützung zu brauchen, anders zu sein. Zudem entstehen Hierarchien, die mit *ethnisierenden* und *moralisierenden* Erklärungen von sozialen Spannungen gerechtfertigt werden (siehe unten). Der Verlust der eigenen Identität und der eigenen Werthaltungen, die in Bezug zur Setzung der hierarchischen Organisation von Gremien, die wiederum die Strukturen des „ausgeschlossen-worden-seins“ weitertragen, nun aber Einschluss fordern, stattfindet, und die ohne Resonanz bleiben, löst Rückzug und den Verlust der Akteur_innenschaft aus. Insofern können Formen von Partizipation und Demokratie, die in den Stadtteilen eingerichtet werden, dysfunktional werden. Verliere ich meinen Status als selbstbestimmtes Subjekt, kann ich auch nicht mehr partizipieren. Das Paradoxon, mich dort hin zwangsweise zu integrieren, wo ich wiederum aufgrund meiner Existenzweise entfremdet und ausgeschlossen werde, ist nicht überwindbar. In diesem Moment ist die Marginalisierung im Kontext von demokratischen Prozessen erkennbar.

Menschen, die sich ihrer Gruppenzugehörigkeit als Anteil ihrer Identität versichern, ältere Menschen und Menschen, die ihre Selbstständigkeit und freie Wahl der Alltags- und Wohngestaltung erhalten möchten, und Menschen, die dem „Habitus“ des „erfolgreichen Subjekts“, das als Mitglied der Gesellschaft anerkannt ist und als Ideal gilt nicht entsprechen, sind erkennbar geworden. Wie die kurze Darstellung und Erweiterung der These zeigt, sind sie auch in ihren Lebenskontexten erkennbar geworden, insbesondere im Kontext ihres Heraustretens aus der Mehrheitsgesellschaft und ihrer strukturellen Dimensionen und Weichenstellungen. In Bezug dazu ist der Ansatz der Inklusion von Menschen mit ihrer je besonderen Subjektivität und Existenzweise zu diesem Forschungsprojekt zu ergänzen.

Darstellung der Diskussionsgruppen:

1. Gruppe „Ost-West“ in Stadtteil A – zwei Frauen, eine ältere alleinstehende Dame, eine Dame mittleren Alters mit Migrationshintergrund
2. Gruppe „Historikerinnen“ in Stadtteil A – drei Frauen, eine ältere alleinstehende Dame, eine junge alleinerziehende Mutter und eine Dame, die in ihrem Gruppenverband im Stadtteil lebt
3. Gruppe „Gerechtigkeit“ in Stadtteil A – vier Frauen – im fliegenden Wechsel, d.h. es kam eine Person (ehemalige Bewohnerin) dazu und es ging eine Person. Diese Person kam dann wieder (Rauchpause) und hat noch eine andere Bewohnerin mitgebracht. Die Zusammensetzung möchte ich unterteilen in Gruppe „Gerechtigkeit – ältere Frauen“ und „Gerechtigkeit – jüngere Frauen“, die Zusammensetzungen ergaben sich aus den beiden Gesprächszyklen

4. Gruppe „Bleiben und Gehen Wollen“ in Stadtteil A – drei alleinerziehende Mütter mit Migrationshintergrund im Alter von 0 bis 6 Jahren
5. Gruppe „Kalte Miete“ in Stadtteil C – zwei ältere alleinstehende Damen mit Familienhintergrund in der Nähe
6. Gruppe „Noch mobil“ in Stadtteil C – eine ältere alleinstehende Dame und eine etwas jüngere alleinstehende Dame
7. Gruppe „Familienort“ in Stadtteil B – drei Mütter mit Kindern von 0-9 Jahren.
8. Gruppe „Kaffeetanten“ in Stadtteil B – vier Damen, die arbeiten bzw. gearbeitet haben und Kinder und teilweise Enkelkinder haben
9. Gruppe „Dorfeffekt“ in Stadtteil D – zwei Frauen und zwei Männer, davon ein Paar, zwischen 40 und 50.
10. Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ in Stadtteil D – vier Frauen und zwei Männer mittleren Alters.

Eine Gruppendiskussion zu der nur eine Person kam, die auch nicht Stadtteilbewohner_in, sondern Professionelle in Stadtteil A war, wurde nicht ausgewertet. Die Stadtteil_expertinnen, die zu den Gruppendiskussionen eingeladen wurden, sollten Bewohner_innen des Stadtteils sein und keine Personen, die in irgendeiner Weise eine professionelle Funktion innehaben (siehe Pkt. 3.1).

Außer in den Gruppen „Dorfeffekt“ und „Baukultur und Sozialverhalten“ kamen nur Frauen zu den Gesprächen.

Wir haben von allen Bewohner_innen per Unterschrift die Erlaubnis vorliegen, ihre Aussagen in anonymisierter Form verwenden zu dürfen.

Stadtteil A = Eberstadt Süd

Stadtteil B = Thomasgemeinde

Stadtteil C = Martinsgemeinde

Stadtteil D = Michaelsgemeinde

Integration und Repression	Aktive Aneignung der Realität	Ausbalancieren von Gegensätzen	Das Eigene und das Fremde	Verlust der Partizipation / Marginalisierung
Möglichkeit im Gespräch in Bezug zu einem externen repressiven Ideal zu sprechen, das durch den Kontext des „Aktivseins im Rahmen einer Organisation“	Möglichkeit im Gespräch „im eigenen Namen zu sprechen“	Möglichkeit im Gespräch „im eigenen Namen zu sprechen“ und sich mit anderen Wahrnehmungen auseinanderzusetzen	Möglichkeit im Gespräch „im Namen der eigenen Gruppe als „alle sind gleich“ zu sprechen“	Möglichkeit im Gespräch „im Namen der eigenen Gruppe zu sprechen, wobei diese Gruppe im großmaßstäblichen Rahmen marginalisiert ist

definiert wird				
Form der Zuschreibung einer Gruppenzugehörigkeit zu einer/m Sprechenden und Annehmen der Zuschreibung, durch einen der Sprechenden	Form der Zuschreibung einer Gruppenzugehörigkeit zu einer/m Sprechenden und Zurückweisen der Zuschreibung bzw. Aneignung der Zuschreibung	Formen der Zuschreibung, die man selber macht ausbalancieren und in Vielfalt und entgegen der eigenen „Spießigkeit“ ordnen	Form der Zuschreibung einer Gruppenzugehörigkeit zu einer/m Sprechenden und Annehmen der Zuschreibung	Form der Zuschreibung zu einer Gruppenzugehörigkeit zu einer/m Sprechenden und Annehmen der Zuschreibung
Stabilisierung der einen durch Destabilisierung der anderen Gruppe (durch Zuschreibung, Ausschluss, Repression)	Stabilisierung der Einzelnen durch herstellen der Bedeutung der eigenen Ethik und Empfindsamkeit	Stabilisierung der Einzelnen und ihrer Wünsche und Aktionen im Miteinander, aber auch Infrage-Stellen der Positionen, wenn sie ausschließend sind	Stabilisierung der Einzelnen durch Gleichheit – Destabilisierung durch Andere bzw. Ambivalenz	Destabilisierung Aller durch großmaßstäbliche Prozesse
Entfremdungsmodus: Aufspannen von ideologischen, bipolare Aktionsfeldern von Bewegungen und Begegnungen: die einen, die mitmachen, die anderen, die nicht mitmachen	Keine Entfremdung: Wahrnehmung der Dysfunktionalität von Strukturen und aktive Auseinandersetzung damit	Keine Entfremdung: Erarbeiten unterschiedlicher Perspektiven und Positionen und von neuen, eigenen Perspektiven und Positionen	Entfremdungsmodus: Sich in Mehrheitsgesellschaftliche Normen einordnen und einen Lebensraum für das Eigene (Familienleben) absichern	Entfremdungsmodus: im mikromaßstäblichen Kontext verloren gehen (z.B. eigene Empfindungen werden einem abgesprochen und unterstützen nicht mehr die Stabilisierung des Eigenwerts der Existenz)
Kontrolle von Nähe und Distanz über Rekurs auf übergeordnete, repressive Strukturen (Ideale der Mehrheitsgesellschaft)	Direkte, selbstständige Kontrolle von Nähe und Distanz	Reflexion der Kontrolle und des Kontrollverlusts, aktive Gestaltung von Nähe und Distanz	Diffuses Nähe-Distanzgefühl: Familiäre Bezugssysteme und Bezugssysteme zu „Familien auch mit Kindern“ als homogener Bezugsgruppe	Verlust der Kontrolle von Nähe und Distanz, Isolierung und Leiden an der Existenz als marginalisierte Gruppe

Aktionen sind dysfunktional – Herstellung von Bezogenheit ohne persönlichen Bezug nur über gegebene, übergeordnete, repressive Strukturen, die wiederum an der eigenen Dysfunktionalität scheitern.	Optimales Handlungspotential aus dem Ausschöpfen und Teilen der eigenen Lebenserfahrung und Lebensweise	Optimales Handlungspotential in die Vielfalt des Stadtteils hinein	Gefahr, wenn sich das Isolierte unter Gleichen sein auflöst, Verlust und Marginalisierung drohen (angewiesen auf Angebotsstrukturen)	Werden gar nicht (mehr) wahrgenommen, nehmen sich selbst kaum wahr, werden teilweise aktiv ausgeschlossen, durch strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber ihren Existenzweisen, Zugänge zu öffentlichen Räumen und Selbstbestimmtheit verringern sich zusehends
---	---	--	--	---

Tabelle: Darstellung der Typen in Bezug zur Akteur_innenschaft

Die o. s. Tabelle zeigt einen Überblick über die Besonderheiten der Orientierungsmuster im Vergleich zueinander. Im Verlauf der „komparativen Analyse“ hat sich eine Musterung ergeben, die hier schematisch übersichtlich wiedergegeben ist. Es ist nicht so, dass eine Gruppe grundsätzlich einem Orientierungsrahmen folgt, erst recht nicht eine Gruppe in Bezug zu einem Stadtteil. Die Orientierungsrahmen entstehen in Bezug zu bestimmten Themen und Formen zu einander, wenn man sie vergleicht. Diese werden als bestimmte Sequenzen der verschiedenen Gruppendiskussionen wiederum miteinander in Bezug gesetzt (siehe oben). Ziel des Vergleichens ist es, in einem zweiten Schritt die Hintergründe des Miteinanders in Bezug zu den Wünschen und Aktionen der Stadtteilbewohner_innen zu setzen.

Der Sinn, verschiedene Stadtteile zu untersuchen liegt darin, darzustellen, dass es nicht in einem Stadtteil so ist und einem anderen ganz anders, so dass man implizit eine Vorannahme über einen Stadtteil als Bezugspunkt der Deutung der Effekte nehmen könnte, die er auf Menschen hat, um damit z.B. zu begründen, dass sich Kriminalität oder Schulversagen von „Generation zu Generation“ vererbt (hierin unterscheidet sich das Paradigma maßgeblich von traditioneller Stadtteilstudie). Die Effekte liegen in den Orientierungsrahmen im Zusammenspiel mit den städtebaulichen, architektonischen, historischen, klassenspezifischen und ökonomischen sowie infrastrukturellen Gegebenheiten; und in der Bedeutung, Mann oder Frau zu sein, bzw. älter oder jünger zu sein,

deutsch zu sein oder Migrationshintergrund zu haben, in Gremien aktiv oder in Bezug zur Gestaltung des Lebenskontexts marginalisiert zu sein.

Um die Tabelle verstehen zu können möchte ich noch folgende Angaben machen: Der erste Schritt des Vergleichens bezog sich auf meine Fragestellung, wann Heterogenität zum Problem einer Gruppe wurde, in deren Folge Spaltungsprozesse innerhalb der Gruppe oder in der Selbstdarstellung in Bezug zu einer anderen Gruppe, deren Mitglieder nicht anwesend waren, formuliert wurden. Im Laufe einer unsystematischen, aber stetigen und immer wieder die unterschiedlichen Themen und Beziehungskonstellationen in den Gesprächen vergleichenden Annäherung an das Material, entstand die Bedeutung der Dimension der „Kontrolle von Nähe und Distanz“ und einer damit zusammenhängenden Form der Selbst- bzw. der Fremdszenierung. Diese Form rückte wiederum die Bedeutung des Handelns, in Bezug zu den eigenen Wünschen, in den Mittelpunkt. Das zog Erzählungen von der Vergeblichkeit von Bemühungen nach sich. In Bezug dazu konnten wiederum Strukturen des Miteinanders herausgearbeitet werden. Die Wahrheit, die daraus als wissenschaftliche Wahrheit entsteht ist zum einen: „Es gibt“ diese Orientierungsrahmen und zum anderen, sie stehen in Zusammenhang mit Faktoren von Strukturen, die die Menschen betreffen.

Hieraus entsteht dann eine Theorie:

Die Möglichkeit einer Umsetzung der Wünsche, Pläne und Notwendigkeiten in Aktionen hängt jeweils mit der Verankerung der Stabilität der Handelnden in sich selbst und in Bezug zu strukturellen Gegebenheiten zusammen, insofern die strukturellen Dimensionen, das Eingebunden-Sein des Subjekts „als es selbst“ und nicht entfremdet über Zuschreibungen ermöglicht (siehe Tabelle).

Dieses Zusammenspiel von Strukturen, Selbstbezug und Zuschreibungssystematik wird

- realistisch direkt „am eigenen Leib“ wahrgenommen („Aktive Aneignung der Realität“, was nicht weniger zu Vergeblichkeitserzählungen führt, aber eben auch zu einer realistischen Einschätzung der vorhandenen Strukturen und deren Funktionalität bzw. Dysfunktionalität, sowie der Wahrnehmung der verbleibenden Möglichkeiten und der Stabilisierung eines aktiven Selbstgefühls im Zuge der gemeinsam konstruierbaren realistischen Einschätzung der Lebenssituation), - Gruppe „Gerechtigkeit –jüngere Frauen“ Stadtteil A, Gruppe „Noch Mobil“ Stadtteil C, teilweise Gruppe „Kalte Miete“ Stadtteil C
- mit anderen in der Diskussion geordnet („Ausbalancieren von Gegensätzen“), Gruppe „Dorfeffet“- Stadtteil D
- irgendwie verkraftet bis es nicht mehr geht - und dann? („Verlust der Partizipation/Marginalisierung“), - Gruppen „Kalte Miete“, „Noch Mobil“

Stadtteil C, Gruppen „Ost-West“ und „Historikerinnen“ Stadtteil A, Gruppen „Familienort“ und „Kaffeetanten“ Stadtteil B, in der Tendenz

- vermittelt über „Gremienstrukturen“ und ihre inhärente Systematik repressiv gegenüber anderen ausgeübt werden (Hierarchien, spaltende Dynamiken zwischen Gruppen und in Bezug zu Gruppenzugehörigkeiten und Zuschreibungen/„Integration und Repression“), – *Gruppe „Historikerinnen“ und „Ost-West“ Stadtteil A und Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ Stadtteil D*
- als Verlust der eigenen Existenz im Gleichen und sich Angleichen (müssen) („Das Eigene und das Fremde“) zum Tragen gebracht, was zu allen möglichen und unmöglichen Aktionen führen kann, die wie ein Flyer aufgeklappt und wieder zugeklappt werden können und die zu nichts, bzw. keiner Veränderung, Erweiterung, etc. führen sollen oder müssen. (Das Fremde zieht in seiner Andersheit sofort den Verlust der Kontrolle von Nähe und Distanz nach sich. Es wird dann gemieden oder aus der Ferne konstruiert. Die Möglichkeit der grundsätzlichen Meidung des Fremden setzt dann wieder die Kontrolle über Nähe und Distanz in Kraft, die aber dann keine Funktion hat. Im Gegensatz zur Dysfunktionalität, weil unter Gleichen eine Angleichung und Vermischung des Gleichen entsteht, in dem Nähe und Distanz keine Rolle mehr spielen.) – *Gruppen „Familienort“ und „Kaffeetanten“ Stadtteil B, Gruppe „Alleinerziehende“ Stadtteil A, teilweise Gruppe „Dorfeffekt“ Stadtteil D, „Kalte Miete“ Stadtteil C.*

Wichtig wird nun sein, zu beschreiben, wie sich Kippunkte und selbstverstärkende Effekte ergeben können, die im Prozess z.B. des Älterwerdens und der Veränderung der Strukturen des Stadtteils, die Orientierungsmuster dysfunktional werden lassen, bzw. die Dysfunktionalität von Strukturen, die allgemein als konsensual konstruiert dargestellt werden, aufdecken.

Vor dem Hintergrund der Geschichten möchte ich kurz einen Ausblick auf die Zusammenhänge geben, die sich erkennen ließen: es gibt Momente, in denen man als Stadtteilbewohner_in mit den Strukturen und wie sie in Bezug auf das eigene Leben funktionieren, nicht mehr einverstanden sein kann. Die Frage ist dann, ob man für diese Existenzweise Resonanz bekommt oder nicht: wenn nicht, gerät eine Existenzweise sofort in die Marginalisierung. Es entsteht ein Verlust an Partizipationsmöglichkeiten. Negative Effekte auf die Akteur_innenschaft, z.B. als Verlust an Selbstgewinn im Miteinander, Entfremdung als Statist in einem Projekt etc., sind zu befürchten. Im Kontext von „sich selbst – im Mikromaßstäblichen- in seinen Empfindungen wahrnehmen und dafür Resonanz bekommen“ kann sich eine Persönlichkeit im Austausch mit anderen Menschen erhalten. Im Kontext der Ansprüche einer Mehrheitsgesellschaft, die nach den Prinzipien einer bestimmten Gesellschaftsordnung ausgerichtet ist, kann eine Persönlichkeit an Orientierungen verlieren und keine Verbindungsmöglichkeiten zum Ordnen mehr finden, weil

niemand da ist, der zuhört. Andererseits kann eine Persönlichkeit über einen politischen Kontext mit der Gesellschaftsordnung, z.B. Stadtplanung, Baupolitik und als Gentrifizierungskritiker_in aktiv sein und sich als aktiv erleben, jedoch sich komplett in den Gesprächen mit den Mitmenschen als „empfindende“ und „wünschende“ Persönlichkeit verlieren und damit auch die anderen Menschen als „Empfindende und Wünschende“ übersehen.

Einerseits im Rückzug „entfremdet“ oder der öffentlichen Rahmung entfremdet, weil Busfahrpläne und Angebote nicht mehr passen, ordnen sich die beiden Orientierungsrahmen „**Integration und Repression**“ und „**Verlust an Partizipation/ Marginalisierung**“ als Extrempole zueinander. Der Orientierungsrahmen wirkt in Bezug zu diesen Extrempolen als vermittelnd (*Gruppe „Dorfeffekt“ Stadtteil D*). Wenn der lebendige Diskurs und das sich gegenseitig Infrage-Stellen der Orientierungen der Gesprächsteilnehmenden in Bezug zu eigenen Einstellungen, Werthaltungen und Zuschreibungen nicht funktioniert, dann kippt der Orientierungsrahmen sofort in „**Das Eigene und das Fremde**“ um. Die Möglichkeit, sich gemeinsam in den Kontext des Stadtteils und nicht in den Kontext des „Eigenheims“ und der „Gleichen Freunde wie wir selbst“ einzuordnen, geht dann verloren. Die Bedeutung der Vielfalt in den Begegnungen, die ein Stadtteil birgt, löst dann keine Orientierung in den Stadtteil hinein aus, sondern eine Bestätigung der eigenen Existenzweise als Prestige gegenüber anderen. Andererseits gibt es tatsächlich einen Stadtteil, in dem dieser Effekt, „keine Orientierungen in den Stadtteil hinein“, dadurch auftritt, dass eben keine Vielfalt in den Begegnungen herrscht. Die Bewohnerinnen sind auf den Kontext des „Eigenheims“ und des „Gleichen“ orientiert (*Gruppe „Kaffeetanten“ Stadtteil B*). Eine Orientierung zum Gleichen hin, zum Ort, wo man Gleichgesinnte treffen kann und für Gleiche das machen kann, was man auch für sich selbst machen möchte, tritt dann ein. Das „**Ausbalancieren von Gegensätzen**“ als Aufgabe ist dann als Ordnungsmuster nicht aktualisierbar. Der Kontakt zu Nicht-Gleichen wird dann vermieden. Es findet kein Akt der Kontrolle von Nähe und Distanz statt. (*Gruppe „Familienort“ Stadtteil B*: Eine Mutter beklagt die Enge im Bus, wenn Menschen mit Rollatoren „auch noch“ den Bus benutzen und sagt, dass sie dann lieber gleich das Fahrrad nimmt, um in die Innenstadt zu fahren.)

Der Orientierungsrahmen „**Aktive Aneignung der Realität**“ erlaubt es den Menschen, eine Auseinandersetzung vor Ort zu wagen und sich dem Erarbeiten von Miteinander in der Differenz, zudem auch noch im Ausgeschlossen-Werden in Bezug auf großmaßstäbliche Kräfte, nicht zu entziehen (*Gruppe „Gerechtigkeit-*

jüngere Frauen“ Stadtteil A: zwei jüngere Frauen berichten, wie sie sich im Kontext des Stadtteils direkt im Gegenüber mit den Menschen eine Position verschaffen können, um Nähe und Distanz zu regeln. „Sie haben gelernt“, so beschreiben sie ihre Kompetenz. Sie beschreiben auch das Scheitern der schützenden und unterstützenden Strukturen und nehmen die Dysfunktionalität nicht auf ihre Schultern. Sie haben Strategien entwickelt, die Situationen „im Brennpunkt zu sein“ zu regeln und zu besprechen und andere dabei zu unterstützen, sich diese Position aufzubauen.)

In Bezug dazu ist die *Gruppe „Bleiben oder Gehen Wollen“ Stadtteil A* noch zu erwähnen: die Formen des Miteinanders und des sich gegenseitig Stabilisierens wird lediglich über die Kinder und das Sprechen über die Kinder, bzw. Angebote für die Kinder, erreicht. Ebenso wird das „Gehen Wollen“ über die Kinder begründet. Das Selbstankommen bei sich wird erst dann relevant, wenn der Ausschluss der Existenzweise aus der Gesellschaft in Bezug zum Transferleistungssystem, das zum Teil keine Freizügigkeit erlaubt, erlebt wird. Dabei wird gleichzeitig der Verlust der Selbstbestimmtheit wahrgenommen. Eine **„Aktive Aneignung der Realität“** und die Kraft und die Idee, gemeinsam Formen der Stabilisierung zu entwickeln, kommt dann nicht in Gang, wo nur auf die Kinder und ihre Bedürfnisse rekurriert wird. Bei dem „bei sich selbst Ankommen“ gehen die anderen Gruppenmitglieder nicht mehr mit, die ja bleiben wollen, müssen oder sollen.

In *Gruppe „Gerechtigkeit – jüngere Frauen“ Stadtteil A*, die sich im Modus der „Nicht-Entfremdung“ herstellt, berichtet eine Mutter von ihrer Strategie, den anderen Müttern klar zu machen, dass sie im Kindergarten und in der Schule immer nach den eigenen Kindern und wie sie sich entwickeln fragen sollen, damit die Fachkräfte diese Kinder nicht abschreiben. Die Verantwortung als Mutter für die Kinder wird als eine Stärkung der Position in der Realität des Stadtteils miteinander geordnet, nicht in einen Rückzug, um für die Kinder Angebote zur Freizeitgestaltung zu suchen oder für die Kinder einen „besseren Platz zum Aufwachsen“ zu suchen. Hier ist ein wesentlicher Unterschied zu markieren, der die These bzw. die Theorie stützt, dass es in der Art und Weise sich als Akteur_in im Stadtteil zu verankern auf eine „nicht entfremdete“ Position ankommt. Die Möglichkeiten der Entfremdung sind vielfältig. Entfremdung kann auch im Muttersein liegen und im Rückzug vor weiteren, differenzierenden Begegnungsformen, oder aber – das konnten wir aber nicht erforschen – in einer Form des Mann- und Vaterseins als Ernährer und als erfolgreich, was dann im

Kontext des Scheiterns an den mehrheitsgesellschaftlichen und kulturellen Maßstäben zu Scham führen kann. Hier ist auch der Moment zu markieren, der spürbar macht, dass Dynamiken in einem Stadtteil über Strukturen vermittelt sind und sich nicht über Generationen hinweg ein „Scheitern“ *vererbt*, bzw. ein Scheitern auf eine bestimmte Person zurückzuführen ist. Wesentlich ist auch hier zu markieren, dass eine Entfremdung durch fremd- und außengesteuerte Hilfeleistung sehr schnell hergestellt werden kann.

Vor dem Hintergrund der Suche nach Erkenntnissen, lassen sich Prozesse des Verstehens von Existenzweise aus der Bearbeitung des Datenmaterials heraus auslösen. Es lassen sich neuralgische Punkte erkennen, die eine bestimmte Form von Intervention als absolut „dysfunktional“ erkennbar machen. Das kann eine Idee erzeugen, an die sich eine andere Idee anschließen kann, um von da aus zu einer Konzeption, für welches Stadtteilzentrum auch immer, zu gelangen.

Insgesamt wurden Diskussionsformen erkennbar, in denen Heterogenität mit Zuschreibung und Ausschluss funktioniert und in denen soziale Spannungen *ethnisiert* (Fragestellungen zur eigenen Existenz werden als Probleme von unterschiedlichen ethnischen Gruppen dargestellt), *moralisiert* (die Abweichung von der eigenen, als Einheits- und Mehrheitsmoral verstandenen Existenzweise wird stigmatisiert und repressiv eine Einhaltung der Einheits- und Mehrheitsmoral eingefordert) oder *generationalisiert* (Fragestellungen zur eigenen Existenz werden als Spannungen zwischen Generationen beschrieben) werden – in allen Stadtvierteln. Die Kontrolle von Nähe und Distanz war dabei maßgeblich. Heterogenität, im Sinne von Miteinander von verschiedenen Menschen, wurde aber durchweg positiv beschrieben. Das korrelierte teilweise jedoch mit einem sehr hohen Grad an Kontrolle über Nähe und Distanz, die als Kontrolle in die Selbstbezüglichkeit der Existenz dermaßen wirkte, dass ein Miteinander mit anderen Menschen auf ein Mindestmaß herab gesenkt war. In diesem Moment ist eine Dysfunktionalität des Orientierungsmusters zu befürchten, weil z.B. die Selbstbezüglichkeit der Existenz, z.B. aufgrund von körperlicher Beeinträchtigung, immer weniger selbst stabilisiert werden kann.

Wichtig ist es, als Nebenergebnis aus dem Datenmaterial, die Erkenntnis zu schöpfen, dass man den gesamten Zusammenhang der Existenzweise eines Menschen wahrnehmen muss: zum einen die Körperlichkeit, zum anderen die mentale Existenzweise („Wie spüre ich mich selbst, wenn ich mein Leben erlebe?“), sowie das soziale Eingebunden-Sein, das eine eigene, durch die

Akteur_innen selbst geschaffene Qualität braucht, um die Kontrollmöglichkeiten über Nähe und Distanz zu stabilisieren und zu erhöhen, und Formen des Ordners der eigenen Existenz im Miteinander funktional zu erhalten.

Das nur „Mitmachen“ bei dem man als Mensch selbst nicht vorkommt, hat keinen nachhaltigen Effekt auf die Teilhabe an der Gemeinschaft. Andererseits kann ein selbstbestimmtes „bei sich und allein Sein“, und seinen Tag über einen „unsichtbaren Austausch“, z.B. durch Briefeschreiben zu erleben, auch zufrieden machen. Das Erreichen von Hilfe im Notfall oder zumindest im Falle eines Falles wird aber dann schwer, und die Erschließung von Räumen zur Ausweitung und Bereicherung der Existenzweise bleiben klein oder werden kleiner.

Die Diskussionsformen erzeugten folgende unterschiedliche Dynamiken in den Gruppen:

- eine Spaltung der Sprechenden untereinander (Gruppe „Ost-West“, Gruppe „Historikerinnen“, Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“)
- oder in Bezug zu nicht anwesenden Gruppen (Gruppe „Ost-West“, Gruppe „Historikerinnen“, Gruppe „Kalte Miete“ Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“,
- eine Form des „Ausbalancierens der Wahrnehmung der unterschiedlichen Wertesysteme“ (Gruppe „Dorfeffekt“, Gruppe „Noch mobil“), die die Spaltung rückgängig machten,

Was die Darstellung der Gruppe in Bezug zum Typus betrifft, so gehen auch die Gruppen nie vollständig in einem Orientierungsrahmen auf. Die Orientierungsrahmen können je nach Thematik wechseln. Wesentliche Effekte auf die Diskussionsformen haben z.B. Ängste, die Kontrolle über Nähe und Distanz zu verlieren: eine Frau in „Kalte Miete“, als Angst den Wohnraum zu verlieren, Frauen in „Gerechtigkeit ältere Frauen“ und eine Frau in „Bleiben und Gehen wollen“ hatten Angst vor Gewalt und sexualisierter Gewalt im öffentlichen Raum. Wesentliche Effekte haben auch Ohnmachtsgefühle in der Kontrolle von Nähe und Distanz, die mit Gremienstrukturen kaschiert werden, in denen entfremdende Strukturen im Sinne einer Scheinkommunikation im „kleinen überschaubaren Rahmen“ entstehen, in denen die Kontrolle wieder hergestellt werden kann, jedoch nicht im Kontext der Aneignung von Realität, sondern im Kontext der Konstruktion einer „Realität der Strukturen der Arbeitsgemeinschaft“. Andere, Außenstehende werden ausgeschlossen und beschämt. Verheerend ist die „Realität der Strukturen“ dann, wenn die gleichen Zuschreibungen und hierarchischen Positionierungen wie in der Gesamtgesellschaft vorherrschen (siehe das Paradox). Verliert ein Mensch die Kontrolle über Nähe und Distanz oder droht sie zu verlieren, so ist die Gefahr groß, Formen des Miteinanders zu konstruieren, die

beidseitig entfremdend sind; sowohl für die eine Person, wie auch für die andere Person. Die Position der Akteur_innenschaft als Handeln in der Realität im Sinne der eigenen Wünsche und Empfindungen ist dann gefährdet.

Aufgrund der Erarbeitung der Typen kann folgende These aufgestellt werden:

Je weniger Kontrolle eine Person über Nähe und Distanz hat, desto mehr greift sie auf sich und die anderen entfremdenden Zuschreibungen zurück. Je mehr eine Person von sich sprechen kann und durch Strukturen und Zuschreibungen nicht entfremdet ist, noch andere Personen – ohne Widerspruch - entfremdet, um sich darauf bezogen als „besser“ und „richtiger“ zu stabilisieren, desto größer ist ihr Potential im Stadtteil als „Akteur_in“ im eigenen Sinne teilzuhaben.

Vor dem Hintergrund der forschungsstrategischen Entscheidungen entsteht ein Erkenntniszugang zu der Dimension der Akteur_innenschaft der Bewohner_innen. So lautet die Setzung für diese These:

Die Art und Weise sich miteinander zu verbinden und sich im Kontext des Stadtteils einzuordnen, um seine Existenzweise vor dem Hintergrund des impliziten Wissens, wie man sich einbinden kann zu ordnen, hat einen Effekt auf die Wahrnehmung der eigenen Stärke zu handeln und teilzuhaben. Dieser Effekt ist wiederum vermittelt über Strukturen.

Die folgende Setzung gilt:

Die eigene Existenzweise und eine damit zusammenhängende aktive Gestaltung des Lebens ordnet eine Person im Miteinander mit anderen, im Kontext von Strukturen, die im Zusammenleben im Stadtteil repräsentiert sind, d.h. die Akteur_innenschaft liegt nicht in einer Person selbst, wie auch der Habitus nicht in einem selbst liegt.

Diese Theorie kann abgeleitet werden:

Prozesse sich (wieder)-zugewinnen, sich Realität anzueignen und darauf bezogen Handeln zu können, oder aber strukturelle Defizite nicht/oder gerade doch auf seine eigene Person zu laden, sind minimal oder maximal – und jeweils „typisch“.

Diese Theorie möchte ich nun anhand der Gruppendiskussionen „durchspielen“, um darauf bezogen Erkenntnisse abzuleiten, die zum Verstehen der Kontexte der Lebensweisen und deren Formen, sie miteinander zu ordnen, beitragen können.

Im Kontext der Untersuchung gehe ich bei der Analyse der Akteur_innenschaft von den Orientierungsmustern aus. In Bezug dazu möchte ich Kreisläufe beschreiben. Diese können als Bezugspunkte des Verstehens von Menschen in ihren Lebenskontexten herangezogen werden, um stadtteilbezogene Aktivitäten in ihrer Verstärkung oder Veränderungen der Kreisläufe zu erkennen.

Wie bereits angesprochen, können Orientierungsmuster - das Wissen, das man erfahren hat, um seine Existenzweise im Kontext des Miteinanders zu ordnen - dysfunktional sein. Es kann auch sein, dass man sich nur unter dem Verlust von sich selbst einbinden kann - als entfremdet und gleichzeitig entfremdend.

Aktionen von diesen Positionen aus, erreichen nicht die Realität. An dieser Stelle wäre z.B. von drohendem „Verlust an Partizipation/Marginalisierung“ zu sprechen (siehe Tabelle). Die Prozesse des Ordners können in Bezug zu einer besonderen Existenzweise nicht mehr stattfinden, weil der Anschluss fehlt. Die Existenzweise löst sich dann quasi auf. Das wäre der extremste Fall im Sinne eines „Teufelskreises“. Strategien der Stabilisierung des Selbst, in der Ungewissheit und Ungeschütztheit durch die Strukturen, - durch das Dagegenhalten mit der eigenen Existenz und daraus entstehender Wünsche und Werte – können in den Strukturen erarbeitet werden.

Diese Kreisläufe können durch Interventionen, so die These, positiv oder negativ verstärkt werden. Diese Kreisläufe stellen keine Gelingens-Faktoren für Projekte dar. Sie lassen Akteur_innenschaft von Menschen in den Stadtteilen erkennbar werden.

Eine Akteur_innenschaft endet an einer Struktur, sie endet nicht an der eigenen Ungebildetheit, Gebrechlichkeit oder Armut. Eine sozio-politische, ökonomische, stadtbaupolitische, gesellschaftliche Struktur segregiert Menschen. Sie teilt sie ein in Schichten, Geschlechter, Arbeitnehmer_innen, Mieter_innen etc. Das hat den Effekt, oder auch nicht, auf diese Art und Weise sich selbst in den Begegnungen mit anderen, mit denen man den gleichen, einen trennenden oder aber einen ganz neuen Erfahrungshintergrund teilt, zu erleben und zu stabilisieren; bzw. davon zu erzählen, was einem wichtig ist. – Das ist der zweite Schritt der Erkenntnis, der für die Akteur_innenschaft relevant ist.

Die Wirksamkeit der Effekte der Stadtteile liegt nicht in den Stadtteilen an sich und an den „Zuschreibungen“, die man in Bezug auf die Stadtteile zu den Menschen herstellt, - die auch in dem Selbstverständnis der Stadtteilbewohner_innen formuliert wurden: miteinander oder gegeneinander-, sondern in den Effekten, die von der Möglichkeit eines Menschen „Nähe und Distanz zu kontrollieren“ herrühren, so die These.

Die Orientierungsmuster (Formen, sich mit den Menschen um sich herum zu verbinden und in Bezug dazu die Existenzweise zu ordnen) konnten als Typen erarbeitet werden. Ich werde sie jetzt in Bezug zur Akteur_innenschaft darstellen. Um Akteur_innenschaft als Konstrukt immer mehr in den Kontext der Lebenswelt

der Menschen hineinzutragen, geht es mir nun darum, Anschluss an das Gesagte der Menschen, die zu den Gruppendiskussionen kamen herzustellen. Nach der Darstellung der Systematik wie sie in der Tabelle vorgelegt wurde, findet nun eine erzählende Form der Darstellung statt.

4.3.1. DARSTELLUNG DER „KREISLÄUFE“

Kreislauf: „Bebauung“

Eine dichte Bebauung, wie in den Stadtvierteln C und D, bzw. ein enges Zusammenwohnen in Hochhäusern wie in Stadtteil A, trägt zu einem primären Grundgefühl bei, Nähe und Distanz kontrollieren zu müssen. Das Thema drängt sich quasi auf. Die Begegnungen mit den Menschen untereinander werden ständig zum Thema, während im Stadtteil B, die Menschen „gesucht“ werden müssen. Man sucht sich die gleichen Menschen, nämlich entweder auch Mütter mit Kindern an Spielplätzen, in Krabbelstuben oder im Bereich der Schulfreundschaften der Kinder (Gruppe „Familienort“), oder als gleichaltrige Gruppe von Frauen, die sich in ihrer Berufstätigkeit und ihrer Verbundenheit als „Haus- mit-Garten-Besitzerinnen“ zusammenfinden; nicht nur zum Kaffeetrinken, sondern auch zu Projekten (Gruppe „Kaffeetanten“) im eigenen Garten. Dazu später mehr. Die Bebauung hat in diesem Fall eine andere Dimension.

In der Gruppe „Dorfeffekt“ (Stadtteil C) werden gemäß dem Modus „Ausbalancieren von Gegensätzen“, die Formen der Begegnungen besprochen, die die Diskutierenden erleben. Als „Dorfeffekt“ beschreibt ein Mann, dass er immer wenn er im Garten ist, gerufen wird, um sich bei den Nachbarn mit an den Tisch zu setzen. Zwei Frauen widersprechen ihm und sagen, dass für sie „Dorfeffekt“ etwas Anderes ist, nämlich als Tochter kontrolliert zu werden oder es wird kontrolliert, ob man es auch sauber hat: Der Mann sagt: *„Du brauchst gar nicht mehr auf die Straße raus, das ist der Dorfeffekt.“*, der andere Mann stimmt ein: *„Das ist der Dorfeffekt“*. Die Frau fällt ins Wort: *„Nee, Entschuldigung... Des is im Dorf nicht ,komm mal rüber!‘ sondern: ,was hat der denn heut an?‘ ,Hat der die Straße heut schon gefegt?‘, des ist Dorfeffekt, ja.“* Die andere Frau bestätigt: *„Genau! ,Übrigens wissen sie, dass ihre Tochter gestern da und da war?‘ Ich hab das durchlebt!“*. In der Diskussion werden unterschiedliche Perspektiven erarbeitet. Die Gruppe nähert sich dann dem Moment an, wo das Miteinander unter den Menschen doch in gewissen Bereichen problematisch wird. Was dann doch dem *„echten Dorfeffekt“* entspricht, den die Frauen konstruieren. Die Gruppe unterhält

sich darüber, dass es schon teilweise zu dicht wird, wenn die Nachbarn in den Austausch darüber gehen, was bei einem zu Hause passiert, insofern man durch die Fenster hinein schauen kann, und dann Kommentare kommen wie: *„War bei Euch Euer Kind krank? Es war die ganze Nacht das Licht im Kinderzimmer an.“* Oder: *„Bei Euch geht aber früh das Licht aus. Lasst doch mal das Licht an.“*

Als noch schlimmer als das wird angeführt, dass es Kommentare dazu gibt, dass die Frau, die als Selbständige arbeitet, mitten am Tag Kekse backt. *„Dafür hast Du Zeit! Deine Arbeit möchte ich auch haben!“* Diese Einblicke werden als „dreist“ beschrieben und mit allgemeiner Verärgerung ergänzt. Sie werden aber auch wieder ausbalanciert. Diejenigen, die das mit dem *„Licht an!“* sagten und mit dem *„Dafür hast Du Zeit?“*, sind Architekt_innen, die selbst in einem Haus aus Glas sitzen, bis in die Nacht arbeiten und im Lichtschein, wie auf dem Präsentierteller den Blicken ausgesetzt sind. Einer der Männer erzählt, dass seine Frau auch Architektin ist und viel arbeiten muss. So löst sich die Verärgerung über die Dreistigkeit der Kommentare auch wieder auf. Die jeweiligen Wahrnehmungen, die in dem Miteinander ausgetauscht werden, können als Vielfalt und eigener Blick, der einen eigenen Hintergrund hat, angenommen werden. Sie werden nicht mehr als „Verletzung“ der Intimsphäre erlebt, sondern in einen anderen Kontext gespannt.

Was in dieser Gruppe möglich war, was ein positiver Kreislauf ist, ist, dass diese Frau, die die Einblicke und Kommentare zu ihrer Lebenssituation dargestellt hat, den Kontakt mit den Nachbar_innen auf eine besondere Weise gesucht hat. Sie hat genau dieses Element der „Straße dazwischen“ ausgenutzt, um Nähe und Distanz für sich zu kontrollieren. Sie hat den Wunsch riskiert, mit den Menschen im Stadtteil zusammen zu kommen und das auf der Straße, die vor dem Haus liegt. So hat sie die Blicke von den Fenstern „weggelenkt“ und sich persönlich gemacht. Konkret hat sie die Initiative ergriffen und Anwohner_innen mobilisiert, um ein Straßenfest zu organisieren. Sie hat diesen Wunsch und dieses Risiko, dass vielleicht gar niemand kommt und die anderen gar kein Interesse an einer solchen Begegnung untereinander und mit ihr haben, getragen. Das „Straßenfest“ ist sehr gut gelungen. So konnte sie eine Form von Gemeinschaft gestalten, die ihr angenehm war. Das war dann auch ein sehr tragender und von den anderen Diskutierenden getragener Moment im Gespräch, der die Stabilisierung der Mitglieder der Gruppe untereinander repräsentiert hat – auch und gerade in der Gegensätzlichkeit der Perspektiven, die dann doch immer in Perspektivübernahme bearbeitet wurden.

Ein anderer tragender Moment, in dem die Stabilisierung durch die Gruppe spürbar war, war der Moment als einer der Männer erzählte, dass er immer einen Nachbarn grüßt, der jedoch nicht zurück grüßt. Er würde aber immer mit der Frau dieses Mannes sprechen und selbst dann grüßt dieser Mann nicht. Er würde es aber trotzdem immer wieder tun. Dieser Versuch, Nähe und Nachbarschaft herzustellen und das Scheitern daran wirkt aber nicht beschämend für den Grüßenden. Eine der Frauen nimmt die Deutung der Situation so in die Hand, dass keiner der Beteiligten beschämt wird und das Grüßen weiterhin als positive Einstellung zum Miteinander bestehen bleiben kann. Es muss kein beleidigter Rückzug, wegen einer Zurückweisung, zur Sicherung der eigenen Integrität, inszeniert werden. Der andere Mann bestätigt dann: *„Ich grüße auch - immer.“*

In der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ im gleichen Viertel wurde die Situation der Nähe der Häuser anders dargestellt und anders besprochen. Zunächst erklärte eine Dame, dass ein Baulöwe eine Mauer errichten möchte, damit die gutsituierten Mieter_innen oder Eigentümer_innen in dem Bauprojekt, das er errichtet hat, die Menschen, die nebenan im sozialen Wohnbau leben, nicht sehen müssen. Der Baulöwe wurde in der Gruppendiskussion als Gefahr bezeichnet, sich Grundstücke anzueignen und schreckliche Fassaden? in das Viertel zu setzen, was als negative „Baukultur“ von einem Diskutant, der Mitglied in einem Bürger_innenverein, der sich mit der Städteplanung befasst, beschrieben wird. Von einer Frau wurde jedoch das negative „Sozialverhalten“ des Baulöwen und der „reichen“ Eigentümer_innen beklagt. Diese Opposition von „Baukultur“ und „Sozialverhalten“ bleibt über die ganze Diskussion bestehen.

Er macht zwei unterschiedliche Orientierungsrahmen des Ordens von Existenz im Stadtteil sichtbar. Nachdem eine andere Frau, die ebenfalls wie der Mann, Mitglied der Bürger_inneninitiative ist, herausfordernd über die drei anderen, mitdiskutierenden Frauen gesprochen hat: *„... die drei Damen haben die Ankündigung für den öffentlichen Termin nicht gelesen.“*, spricht die erste Dame von dem „Sozialverhalten“. Als Rechtfertigung ihres „jetzt hier Sprechens“ in der Gruppendiskussion, erklärt sie sich dann: *„Das habe ich nicht auf dem Schirm gehabt und dann dachte ich, ich gehe erst einmal hierhin und thematisiere hier, dass mir das Sorgen macht, ... dass wir das von den Nachbarn mitbekommen, dass das überhaupt kein Sozialverhalten mehr ist. Der knallt einem hin, was er machen will und ist überhaupt nicht mehr daran interessiert, dass man gut miteinander auskommt. Das ist so ein richtiger Platzhirsch, es geht um Macht, und da bin ich jetzt und das mach ich jetzt.... Also es ist überhaupt kein*

Sozialverhalten da, das find ich am beschämendsten, dass man mit Nachbarn leben muss, denen das völlig egal ist, weil sie einfach Geld haben und damit die Macht, und dann ist ihnen das egal.“ Im Anschluss daran erzählte die Frau aus der Bürger_inneninitiative „von gestern Abend aus der Sitzung“ und das Gespräch geht in die Auseinandersetzung mit der Politik über.

Die Diskutierenden unterstützen sich nicht in ihren Wahrnehmungen auf der mikromaßstäblichen Ebene der Empfindungen und Wünsche. Was eine Vorstellung von „Sozialverhalten“ betrifft, so bleibt der Bezugspunkt vage; bei der Frage, was Baukultur ist, wird immer wieder auf die großmaßstäbliche, politische Ebene verwiesen, z.B. wird aufgezählt wie viel Kontakte es mit der Baudezernentin gab und wie viel Briefe geschrieben wurden. Es entsteht kein Austausch darüber, was ein gutes Miteinander ist: die Vorstellungen und Konstruktionen werden immer wieder gebrochen an einer Darstellung der Gremienarbeit in der Bürger_inneninitiative. Der Unterschied zwischen „Sozialverhalten“ und „Baukultur“ bleibt völlig unbearbeitet, die Ebenen der mikromaßstäblichen Dimensionen der Existenz (Empfindung wie Scham bzw. Beschämung und sich durch die Macht, die dem Baulöwen unterstellt wird, erniedrigt fühlen), wird nicht aufgegriffen. Die Problematik wird in den Rahmen der Initiatarbeit als Stadtplanung, Kontakte zu Bauausschüssen und Kommunalpolitik diskutiert.

Es wurde von dem Herrn, der auch in der Initiative engagiert ist, die These aufgestellt, dass die Baukultur selbst, Strukturen des Miteinanders der Menschen erzeugen würde. In der weiteren Diskussion wurde auch der „Blick in die Fenster“ und das „Sitzen an der Straße“ thematisiert. Es kommt die Idee auf, dass wenn weniger Autos da wären und die Gehsteige nicht mehr verstellt wären, eine Sichte Ebene geschaffen werden könnte, die dann mehr Kontakt mit den Menschen ermöglichen würde. Dieser Mann berichtet davon, dass jemand in einem solchen Bereich, in dem keine Autos stehen, eine Bank errichtet hat. Er erzählt *„Und schon haben sich die Leute da getroffen... zumindest da am Platz. Daneben ist irgendwo so ein Tonstudio, die nehmen die Bank in Anspruch. Dann kommen die in Kontakt mit, was weiß ich, dem Hartz -IVler, der da vielleicht einfach nur sein Bier trinkt, dort auch mal. Sowas gibt's auch. Der kommt wiederum in Kontakt mit Leuten, die sich über ihn beschweren, ja. Also denkt er vielleicht mal nach. Oder umgekehrt, die anderen denken nach, na gut, ist ja vielleicht auch ne schlechte Situation. Also es kommt zu einem Austausch und man nimmt die Leute wahr.“* – An die „schlechte Situation“ schließt sich keine Idee einer guten Situation an. Das

Wahrnehmen als Grundlage des Miteinanders bleibt vor dem Hintergrund des Wahrnehmens in Bezug zu Wertmaßstäben als soziale Bezogenheit ausgedünnt. Zunächst entsteht der Impuls, den „ein Bier trinkenden Menschen“ zu verurteilen, bzw. ihn so anzusprechen, dass er über sich nachdenkt. Dann wird der Impuls in eine andere Richtung gerichtet: die Person, die den Menschen, der Bier trinkend auf einer Bank sitzt und möglicherweise Transferleistungen bezieht, verurteilt, soll dann über ihre Verurteilung nachdenken. Es wird kein lebendiger, grundsätzlich anerkennder und wertschätzender Austausch konstruiert. Ein Nachdenken über das Nachdenken über einander, wird als Beispiel einer Begegnung im Stadtteil angeführt. Entfremdende Differenzlinien werden gebildet.

Die Systematik von „Integration und Repression“ wird erkennbar (siehe Tabelle, erste Spalte). Wer dazu gehört, darf sich auf die Bank setzen, es gibt aber bestimmte Wertmaßstäbe, die dann sowohl die eine als auch die andere Person zueinander über „was man tun soll“- repressiv - in Verbindung setzt.

Dieser Modus des Miteinanders kam auch in dem Austausch der Diskutierenden zum Tragen. Die Möglichkeit, über das Miteinander gemeinsam nachzudenken wird dorthin verlagert, wo dieser Mann die These aufstellt, dass Verantwortung für den öffentlichen Raum, durch die Bebauung erzeugt wird. So ist es auch gerade dieser Mann, der die Lösung für die Dichte der Bebauung und den Schutz seines Intimbereichs, so dass niemand durch die Fenster hineinsehen kann, so organisiert hat, dass er einen riesigen Zaun hochgezogen hat, das bringt die Frau ein, die ihn kennt. Er selbst hat sich quasi architektonisch „eingebaut“. Die Vorstellungen von „guten sozialen Situationen“ fehlen dann, weil sie mangels Erlebnis gar nicht konstruiert werden können. Wer hinter dem hohen Zaun sitzt, hat eine Form der Kontrolle von Nähe und Distanz etabliert, die wenig Erlebnisraum für ein gemeinschaftliches Miteinander lässt.

In ähnlicher Weise fungierte der Baulöwe, was eine der Frauen, als „nicht gutes Sozialverhalten“ beschreibt (siehe oben). Was die „Herstellung“ von gutem Sozialverhalten anbelangt, da müssen aber beide passen, sowohl die Frau als auch der Mann. Der Rückgriff auf die Vorstellungen von freundlichem Grüßen und einer guten Nachbarschaft, bleibt ohne Grundlage. Da sind die Mauern, die hochgezogen werden konkreter. Sie stellen Sozialverhalten dar, aber auch Baukultur. Eine positive Situation, wie sich Menschen im Stadtteil begegnen, lassen sich außer mit den direkten Nachbarn, seitens des Mannes mit dem „Sichtschutz“ nicht erleben. Mit ihnen spricht er immer mal wieder. Es wird noch beschrieben, dass ein anderer Mann, den dieser Mann kennt, ebenfalls einen

Sichtschutz aufgebaut hat und seine Frau im Haus dahinter gar nicht glücklich damit ist.

Die Straße als gemeinsamer Ort, der aktiv belebt werden kann, fehlt hier in der Wahrnehmung der Menschen, wie sie miteinander sprechen. Die Straße als Begegnungsbereich, wie in Gruppe „Dorfeffekt“ (Stadtteil C) aus dem gleichen Stadtteil, kann sich nicht angeeignet werden. Die Straße wird insofern nicht als „eigene Realität“ erlebt. Es fahren Autos durch, es parken Autos, Menschen laufen durch das Grundstück. Das Umzäunen des eigenen Lebensraums ist Gegenstand des Sprechens über die Beziehung zu den Menschen.

Eine Teilnehmerin stellt im Kontext des Habitus der Gruppe, „Integration und Repression“ eine diffuse Idee vor, wie Menschen miteinander „umgehen sollen“ und sie betont, dass es ihr wichtig ist, dass man gut miteinander umgeht. Sie greift jedoch auf Stigmatisierungen und ihr eigenes Konzept von Miteinander zurück, ohne dass jemand etwas nicht „Stadtbaupolitikmäßiges“ ergänzen würde. Eine Erarbeitung von Miteinander auf der Ebene des Mikromaßstäblichen, im Sinne der Empfindungen „am eigenen Leib“, bleibt einseitig bei den Personen, die nicht in der Arbeitsgruppe sind, während diejenigen, die in der Arbeitsgruppe sind, bei ihrer Wahrnehmung der Baukultur bleiben.

Die Sprecherin (eine andere Dame, als diejenige, die sich über den Baulöwen geklagt hat, sie ist auch nicht im Gremium) führt aus: *„Also ich finde eigentlich auch, dass es mir gut geht im Viertel. Aber ich möchte einfach ein gesundes Sozialverhalten. Das ist für mich ganz wichtig, weil ich jetzt auf diese Erfahrungen gestoßen bin, dass es wirklich Menschen gibt, die meines Verhaltens nach, asozial durchs Land ziehen. Das finde ich ganz, ganz schlimm und das möchte ich überhaupt nicht. Also ich möchte einfach, dass man offen und ehrlich miteinander umgehen kann und Kommunikation führt. Und ein normales Sozialverhalten. Das ist Minimum.“* – In diesem Fall stellt die Diskutierende eine Grunddimension von Miteinander in den Mittelpunkt, wenn auch wiederum vage, bekommt jedoch eine für den Orientierungsrahmen der Gruppe typische Resonanz: Die Dame wird von der anderen Dame, die in der Bürger_inneninitiative ist und den drei anderen Damen als „Nichtpartizipierende“ entlarvt hat, die Frage gestellt, was es ihr jetzt gebracht hat hier zu sprechen. Sie formuliert es folgendermaßen: *„Also sie haben gesagt, sie haben das jetzt kennengelernt mit diesem Nachbar und sie konnten noch nicht in die Bürgerinitiative kommen, aber sie wollten das jetzt mal hier ansprechen. Erwarten sie sich was davon, dass sie das hier ansprechen?“* – Diese Beschämung, die die Dame erleben muss, nicht in

der Initiative zu sein und sich um den Bereich des Erlebens von miteinander austauschen zu wollen, als Darstellung und Erarbeitung der eigenen Position, hilft ihr sich zu „gewinnen“, aber nun muss sie sich rechtfertigen, warum sie nicht beim Gremientreffen war. Auch sie findet keinen Resonanzraum für ihren Wunsch zu einem „miteinander Ordnen“ mit der Gesprächsgruppe über das „Sozialverhalten“ zu kommen.

Unter dem Druck der bipolaren Bewegung und ihrer Rekrutierungsformen für das Herstellen von Partizipation und Demokratie, wird sie desillusioniert und gesteht ihre Ohnmacht und die Sinnlosigkeit ihres Wunschs ein. Sie ist kurz davor entfremdet zu werden. Ihre Naivität wird ihr von der „Gremienfrau“ zurückgespiegelt. Die Menschen in der Initiative erscheinen im Gegensatz dazu als „reich“ an Einflussmacht und müssen sich auch nicht um gelingendes Miteinander in der Realität kümmern. Es entsteht keine Unterstützung und Befreiung von der Scham durch die Mitdiskutierenden. Eine Wendung im Gespräch dorthin wo es „gut“ ist, sich Nähe und Miteinander wünschen ereignet sich nicht. So entsteht auch keine Form, Nähe, Distanz und Miteinander gemeinsam in der Herstellung unterschiedlicher Perspektiven und im Ausbalancieren von Gegensätzen zu konstruieren.

Was die Bedeutung und das Zusammenspiel von großmaßstäblichen Kräften als Wirtschaft, Weltwirtschaft, Wohnungsbau-Systematik etc. einerseits, und der Mikroebene der Existenz, d.h. der eigenen Empfindungen und persönlichen Wahrnehmungen als Erlebensspektrum andererseits betrifft, wird hier eine besondere Dynamik erkennbar: In den Gruppendiskussionen war eine unlösbare Spannung zwischen der Rechtfertigung von Profitstreben und der Kritik am „Platzhirsch“-System, das sämtliche Stadtteilbaukulturen durch Spekulation über den Haufen wirft, erkennbar. Dieses Profitstreben wurde aber von den Mitgliedern der Bürger_inneninitiative nie wirklich in Frage gestellt. Es wurde nicht am eigenen Leib und in Bezug zur eigenen, selbst wahrgenommenen Realität und Existenzweise geordnet. Möglicherweise ist dieses Profitstreben, etwas, was grundsätzlich als „sinnvoll“, „wertvoll“, „legitim“ angesehen wird und was möglicherweise selbst als Bezugspunkt der Existenz ausgelebt wird. Ein Umgang mit dem Profitstreben in einer Bürger_inneninitiative, die nach der gleichen Systematik, wie die Mehrheitsgesellschaft gestaltet ist und zudem noch biopolare Dynamiken von Bürger_innen, Baulöwen und Politiker_innen herstellt, verstellt, wie ein hochgezogener Zaun, den Blick ins Eigene von außen und von innen hinaus auf die Straße.

Die Bürger_inneninitiative wirkt wie ein „Innen“ in dem etwas verhandelt wird, was nicht wirkliche Realität des Viertels ist, sondern eine Aktion um der Aktion willen, die die eigene Macht und Bedeutung, die für sich selbst verloren gegangen ist, weil man sich im Miteinander mit den Menschen gar nicht mehr zu spüren bekommt, scheinbar wieder herstellen kann. Dass die eigene Identifikation mit dem „im Bauprojekt“ sein, wenn auch als Bürger_inneninitiative, schon als Anteil an der Macht des Baulöwen und der Wohnungsbaupolitik erlebt werden kann, als konjunktiver Erlebnishintergrund, der diejenigen verbindet, die an dem Stadtbau teilnehmen und stark sind, schließt diese Menschen aber, über ihren Habitus von den öffentlichen Begegnungsorten zur Straße hin ab. Da kann man dann nur noch darüber „nachdenken“, wie Menschen einander begegnen könnten.

Die Infragestellung der Sprechenden, als diejenige, die ihre Erfahrungen einbringen möchte, und der Druck, der auf die drei Frauen ausgeübt wird, sich zu rechtfertigen, nicht an der Veranstaltung gewesen zu sein, bzw. hier überhaupt gesprochen zu haben, ohne großpolitischen Sinn und Nutzen erwarten zu können, macht diese Abspaltung deutlich. Die Gruppe befand sich in zwei Rahmungen und konnte sie nicht auflösen. Als wertvolles Sprechen wird das Agieren in der Bürger_inneninitiative in Bezug zu den großmaßstäblichen Kräften angesehen. Es macht aktiv und wertvoll. Jegliche andere Auseinandersetzung mit der Realität ist „niedriger“ und man muss sich dafür schämen, so zugespitzt die Dynamik. Dieser Zusammenhang ist sicher nicht uninteressant.

Was an dem Profitstreben, das „großmaßstäblich“ als legitim angenommen wird im Kontext von Globalisierung und Migration, Wirtschaft, Staatsökonomie, Gentrifizierung, zweite Industrielle Revolution, Aufgehen der sozialen Schere, technischer Fortschritt und technologische Zukunft der Welt etc., unangenehm ist, wird nur ein einziges Mal am „eigenen Leib gespürt“ – als Macht des „Platzhirsches“. Die Bedeutung der mikromaßstäblichen Ebene, wie Empfindsamkeit, Intelligenz, Wunsch, Wohlbefinden, wechselseitiges Miteinander, gutes Leben, Lebensqualität bleibt hier außen vor.

Die Orientierung der Gruppe ereignet sich zwischen „Integration und Repression“ und dem System „Das Eigene und das Fremde“. Was das System „Das Eigene und das Fremde“ betrifft, hat die Bebauung eine andere Bedeutung (siehe *Kreislauf „Bewohner_innenstruktur“*).

Im *Kreislauf „Bebauung“* wird erkennbar, dass es sehr unterschiedliche Zugänge zum Herstellen von Kontrolle von Nähe und Distanz gibt. Eine von den eigenen Empfindungen entfremdende, aber in der Darstellung dominierende

Initiativarbeit als eigentlich machthabende und einflussreiche Aktivität, setzt Formen von Repressionen in Gang, die als Integration in eine vorgegebene Gremienstruktur angelegt ist. Die Integration aller Menschen in einen offenen und von Allen gestaltbaren Sozialraum kann in diesem Kontext als Orientierungsmuster des Miteinanders nicht erreicht werden. Wo Stadtteil als „Bebauungsgrundstück“ und nicht als von Menschen in ihrem Miteinander gemachter Ort erarbeitet wird, entsteht die Schwierigkeit in Bezug zur Diskussion über die Organisation der Stadtplanung ein „Miteinander“ zu spüren zu bekommen, das tragend für die Umsetzung von Gemeinschaft wird. Sich als empfindender Mensch als wichtig zu erkennen und dafür Resonanz zu bekommen, kann dann als Erlebnisgrundlage nicht aktualisiert werden. (Dieser Punkt wird auch wieder wichtig werden in Bezug zu Gruppe „Kalte Miete“ und „Noch Mobil“ in Stadtteil C /siehe Kreislauf: „*Bewohner_innenstruktur*“).

Es ist nicht ausgeschlossen, dass hier die Strukturierung durch männlich geprägte Muster des Miteinanders eine Rolle spielen und die höhere Bewertung dieser Muster und - damit zusammenhängend - die Dominanz dieser Muster und das Akzeptieren dieser Dominanz rechtfertigen. Diesen Teil habe ich aber nicht herausarbeiten können, weil nur in zwei Gruppen Männer waren. Es lässt sich aber erkennen, dass die Dominanz männlicher Muster nicht grundsätzlich mit der realen Anwesenheit von Männern vorherrscht. In der Gruppe „Dorfeffekt“ Stadtteil D war das Zusammenspiel der unterschiedlichen Wahrnehmungen, als Mann oder als Frau zu erleben, ein wichtiges Moment des Ausbalancierens von einseitigen Wahrnehmungen und der Gefahr der Zuschreibungen (siehe Tabelle, zweite Spalte und siehe *Kreislauf: „Öffentlicher Raum“*).

Kreislauf: „Bewohner_innenstruktur“

Die Bebauung als Gleichmaß von Häusern mit Garten (Gruppe „Kaffeetanten“ Stadtteil B) und der Wunsch und die Wahl an diesem Ort, als Familie unter Familien zu wohnen (Gruppe „Familienort“ Stadtteil B) ist als Effekt von Strukturen, die im Stadtteil im Miteinander in den Begegnungen verarbeitet werden, erkennbar. Die Bewohner_innenstruktur ist hier fast homogen. Eine Differenzierung gibt es nur auf der Ebene der Intergenerationalität.

Der Orientierungsrahmen der beiden Gruppen aus dem Stadtteil B ist überwiegend als „Eigenes und Fremdes“ beschreibbar. In einer anderen Weise wie die Mitglieder der Bürger_inneninitiative eine Entfremdung der eigenen Position als empfindende und wünschende Subjekte mit sich bringen und so eine

Selbstentfremdung durch die Aneignung von scheinpolitischer Macht entsteht, so bildet sich in diesem Orientierungsrahmen eine Art „scheinmikropolitische“ Macht: die Wünsche, Empfindungen, das Gefühl für das Herstellen von Wohlbefinden anderer, werden wie die eigenen wahrgenommen und als eigene wahrgenommen. Die eigenen Wünsche sind beliebig, und wenn sie nicht beliebig sind und über aktionistische Begeisterung hinausgehen, im Orientierungsrahmen „fremd“. Hier kann man das Aufklaffen von zwei Orientierungsrahmen wahrnehmen: der Bezug zum Eigenen und der Bezug zum Fremden. Die Differenz hin zu den anderen Menschen funktioniert im Kontext der Homogenität der Bewohner_innenschaft, nicht mehr in Bezug zur Positionierung und Wiedergewinnung des Selbst. Die Akteur_innenposition bleibt daher an Stimmungen und Bewegungen in der Gruppe der Gleichen gebunden. Die Gruppe bewegt sich ständig auf die gleiche Meinung und die gleiche Wahrnehmung zu. Die Diskussionsleiterinnen werden selbst als Gleiches eingeschlossen und fungieren, in der Art wie ihre Redebeiträge von den Diskutierenden in das Gespräch eingeordnet werden, ebenso als Orientierungspunkte immer wieder zum Gemeinsamen und Gleichen hin. Sich Realität anzueignen und sich wiederzugewinnen, werden auf eine andere Lebensphase verlagert, so scheint es.

In der Gruppe „Kaffeetanten“ wird der öffentliche Raum *fast* komplett ausgeblendet. Im Orientierungsrahmen „Das Eigene und das Fremde“, beschreibe ich ein diffuses Nähe-Distanzgefühl: Familiäre Bezugssysteme und Bezugssysteme zu „Familien auch mit Kindern“ als homogener Bezugsgruppe stabilisieren die Identität als Stadteilbewohnerin.

Eine Bewohnerin aus der Gruppe „Familienort“ (Stadtteil B) sagt zu Beginn des Gesprächs: *„Also ich finde, dass es auf jeden Fall ein Riesenunterschied mit oder ohne Kinder war, weil, als ich vier Jahre oder so ohne Kinder hier gelebt habe, habe ich zu dem Viertel überhaupt keine Beziehung gehabt. Es war zwar auch schön. Man konnte da im Wald laufen gehen und so, aber das war halt was ganz anderes, weil man eben durch diesen Kindergarten und durch die Gemeinde dann überhaupt erst einen Bezug kriegt. Dann lernt man halt die anderen kennen und so und vorher war es einfach nur ein schönes Viertel.“* Was von den Bewohner_innen in dieser Diskussion als Miteinander in Bezug zur intensiven Familienphase als „gute Mischung“ beschrieben wird, blieb mir auch nach häufigem Durchlesen ein Rätsel, wobei ich genau hier den Kern entdeckt hatte: die „gute Mischung“, eine „nette Mischung“, eine „wirklich nette Mischung“, „das mischt sich dann so durch“, bedeutet: alle sind als Gleiche miteinander „gemischt“. In der

Klasse einer Tochter einer Frau gibt es ein Kind, das aus einem anderen Stadtteil kommt (K6), insofern wird das dann als „relativ stark durchmischt“ bezeichnet.

In der Art und Weise des miteinander Sprechens konstruieren die Frauen eine Szenerie, in der sie sich als Familien gegen andere Lebensweisen durchsetzen – eine sozialdarwinistische Idee. Der weitere Zuzug von Familien mit Kindern wird als Form begriffen, sich weiter in dem Stadtteil zu verankern, zumal der Zuzug von Familien durch eine Umstrukturierung der Bewohner_innen begleitet ist. Es wird mehr Menschen in Familienphasen geben und weniger ältere Menschen. Zum anderen wird wahrgenommen, dass immer weniger „Angestellte“ und „Handwerker“ in dem Stadtteil wohnen, und mehr und mehr Akademiker_innenfamilien: *„es geht ein bisschen mehr in die irgendwie rein akademische Richtung“* beschreibt eine Frau, und sie ergänzt: *„aber insgesamt mischt es sich nach wie vor gut“*. Sie erwähnt dann die Generationendifferenz: *„aber es ist auch so ein Generationswechsel, also auch im Terrassenhaus und so rund herum, also in den Häusern und in den Wohnungen leben wirklich ganz alte Menschen und wenn die dann nicht mehr so können oder versterben, dann ziehen auch viele Familien zu.“* Sie erwähnt die Generationendifferenz im Kontext des Wechsels der Generationen und der Stabilisierung des Viertels als „Familiengegend“. Das Viertel hat, laut der Dame, einen „guten Ruf als Familiengegend“, auch außerhalb des Viertels selbst.

In der „Begegnung-in-Differenz“, was das Miteinander mit älteren Stadtteilbewohner_innen betrifft, werden unterschiedliche Dynamiken deutlich. Es ist möglich mit einer direkten älteren Nachbarin Kontakt zu haben und die Kinder dort „spielen“ zu lassen. In der Anonymität der öffentlichen Plätze, Kinderspielplätze oder des öffentlichen Nahverkehrs werden die Begegnungen jedoch als „diffamierend“ erlebt. Das Schreien der Kinder wird als etwas beschrieben, was ältere Menschen zu Beschwerden über die Familien veranlasst. Die Rollatoren der älteren Menschen in den Bussen werden als Beeinträchtigung beim eigenen Transport mit dem Kinderwagen erlebt. Die Enge im Bus, die hohen Kosten für die Parkplätze in der Stadt werden als Anlass geschildert, das Fahrrad zu bevorzugen.

Annäherung zwischen den Frauen in der Familienphase und den Menschen aus der älteren Generation werden nur im Kontext des Gemeindelebens vorstellbar; laut Schilderungen der Frauen werden solche Annäherungen, selbst nicht dort gelebt bzw. erlebt. (Stadt-)vierteltalk ist nur eingeschränkt möglich - das wird widerspruchsfrei von allen Teilnehmerinnen der Diskussion subsumiert.

Eine Teilnehmerin verweist dann auf das Gemeindefest: *„Ich mein, das Gemeindefest ist immer so ein bisschen, aber das auch für die eben, die mit der Kirche und mit dem Kindergarten zu tun haben, da ist das Gemeindefest so ein bisschen eine Kombination.“* Eine andere Frau ergänzt: *„Ich denk mal, das ist auch für ältere Leute, die aus der R. oben kommen, man trifft sich da mal so, ein paar Leute.“* Doch Genaueres wissen die Diskutierenden nicht darüber. Eine weitere Frau ergänzt weiter: *„Ja, man merkt das schon, auch in der Apotheke, da wird immer ein bisschen (Stadt)Vierteltalk betrieben.“*

Angebote werden aufgezählt und durchdiskutiert. Angebote, die es geben könnte, werden zusammengetragen. Die Struktur der Angebote bleibt auf die Begegnung mit Gleichen beschränkt und stark an die Begegnungsorte der Kinder geheftet: z.B. Yoga im Kindergarten. Die „ganze Familie“ steht dabei immer im Vordergrund. Die Apotheke wird in ihrem Angebot auf die eigenen Bedürfnisse hin abgetastet, und der Aspekt des Durchsetzens der eigenen Existenzweise antizipiert: Es entsteht die Forderung, dass das Sortiment wechseln sollte und nicht so viele Artikel nur für ältere Menschen bereit stehen sollten, sondern auch Artikel, die auf Familien und deren Nachfrage zugeschnitten sind: Homöopathische Mittel und „was Mütter brauchen“ wäre wichtig. Eine Frau geht davon aus, dass die Apotheke wie auch der Frisör sich „umstellen müssen“; wegen des Umsatzes und der Nachfrage, die als immer mehr von Familien ausgehend, konstruiert wird. Die Stärke der „eigenen Gruppe der Gleichen“ wird wahrgenommen als „Nachfragende“.

Der Generationenwechsel im Viertel wird als eine weitere Stärkung der eigenen Gruppe und ihrer Bedürfnisse, und darüber vermittelt, der Stabilisierung der eigenen Existenzweise erlebt. Dass die Frauen selbst einmal andere Bedürfnisse und andere Existenzweisen erleben werden, wird nicht antizipiert. Es ist aber tatsächlich erkennbar, dass die Stabilisierung durch die Gleichen in einer Kohorte weiter funktionieren wird und alle gemeinsam „alt“ werden, bis es nicht mehr geht (dazu gleich mehr).

Anders als in der Gruppe „Dorfeffekt“ (Stadtteil D), in der auch eine Familie mit einer 8 jährigen Tochter an der Gruppendiskussion beteiligt war, gelingt es hier nicht einen öffentlichen Rahmen zu beleben und dem Wunsch nach Miteinander Gestalt zu geben. Eine Frau beschreibt den Zustand, etwas zu planen, was dann nicht umgesetzt wird, als *„das war mal Thema, aber letztlich hat es keiner gemacht“*. Sie schließt diese Aussage mit einem Lachen, als ob das selbstverständlich wäre, dass nichts umgesetzt wird. Schon allein die Idee, dass

etwas wirklich „gemacht“ werden wird, scheint lächerlich zu sein. Eine andere Frau ergänzt: *„Wir im Terrassenhaus waren auch schon mal dran, ein Hausfest zu machen, das gab's. Es bleibt dann aber so in der Planungsphase stecken. Das ist dann schwierig: viele alleinstehende Personen, ältere Leute, für Studenten wäre dann um sechs Uhr zu früh...“*

Das „Wir im Terrassenhaus“ funktioniert nicht als Dynamik und Raum, um eine neue Situation des Miteinanders, die auf dem Wunsch und der Empfindung nach neuen, sozial unkalkulierbaren, und spontanen Erlebnissen im Stadtteil ausgerichtet ist. In dieser Aussage stellen andere Existenzweisen Barrieren dar, um z.B. zu einer zeitlichen Koordinierung zu kommen. In dieser Aussage wurde aber auch überhaupt erkennbar, dass andere Menschen, nicht nur Familien mit Kindern wie die Frauen selbst, wahrgenommen werden. Die Sprechenden dieser Gruppe („Familienort“) wohnen auch in Mehrfamilienhäusern und nicht nur in einem „Haus-mit-eigenem-Garten“-Arrangement.

Da die Stabilisierung der Identität und eine differenziertere Ausformung der Existenzweise nicht in den Stadtteil hinein transportiert wird, nicht einmal in das „Wohnhaus“ als gemeinsamer Raum und Rahmen für Miteinander, bleiben Bezugspunkte für die Gestaltung von Gemeinschaftlichkeit nur über den gleichen Lebensrhythmus und gleiche soziale Arrangements möglich. Eine „Parallel nebeneinanderher als Familie“-Gestalt bildet die Rahmung eines Verharrens in Planungen und Möglichkeiten, und Ausschließen müssen, was anders ist, weil dann doch das Eigene und Gleiche „siegt“, im sozialdarwinistischen Sinne.

Eine Kontrolle von Nähe und Distanz ist nur an öffentlichen Orten notwendig, die aber so gar nicht existieren. Es gibt zwar öffentliche Orte, wie Spielplätze und den Kindergarten als Gemeinplatz. An diesen Orten treffen sich aber auch wiederum Menschen, die sich in Bezug zu ihrer Existenz über das gleiche Merkmal, in diesem Fall „Familie-Sein“, erkennen. In dieser absoluten Angleichung wirkt ein Effekt der Entfremdung. Wünsche und Empfindungen lassen sich nicht mehr unterscheiden. Die Kontrolle über Nähe und Distanz funktioniert durch die eingebildete Kraft der Gruppenidentität als Familienmütter. Insofern sind Wünsche, die Vorstellung von Lebensqualität und das Wohlbefinden, ein gemeinsamer Identitätsraum, der durch die Nicht-Unterschiedenheit erzeugt wird. Die Diskutierenden fühlen sich „mächtig“ in der Einheitlichkeit und in Bezug zu den Werten der Mehrheitsgesellschaft, die sie erfüllen, aber nicht „Handlungsmächtig“ im Sinne der Akteur_innenschaft. Das liegt, so die These, an der Entfremdung der eigenen Subjektivität (siehe Tabelle, vierte Spalte von rechts).

In diesem Planen und Durchdenken von Angeboten versenkt sich dann auch die Gruppe, ohne Umsetzungen zu antizipieren oder Widersprüche, Einschränkungen, „Wenn und Aber“ zu erarbeiten und auszutauschen – ohne einen eigenen Wunsch riskieren zu müssen. Es wäre sowieso beliebig, Hauptsache man ist sich einig. Die Frauen sind sich in ihren Wünschen, in Bezug auf das, was sie wirklich möchten, bzw. in Bezug zur Aneignung einer eigenen Realität möchten, „fremd“. Ein Flyer mit Angeboten kann auf und wieder zugeklappt werden, auf diese Weise ereignet sich die Diskussion.

An einem Moment klafft diese Diskussionsweise auf: eine Frau berichtet über eine andere ebenfalls anwesende Frau, dass diese gut Schmuck basteln kann und es entsteht die Idee, dass diese Frau einen Schmuckbastelkurs anbieten könnte. Diese Dynamik wird aber von den Diskussionsleiterinnen enorm geschürt. Die Realität ist nicht die des Stadtteils, sondern die einer Konstruktion von „Miteinander im Nebeneinander“. Das Sprechen über Angebote, die hier stattfinden, erfordert keine Erweiterung der Orientierungen für das Miteinander. Angebote, die als sinnvoll für sich erlebt werden, gibt es bereits. Es wäre beliebig, das Eine oder Andere auch noch anzubieten. So geht auch die Idee des Schmuckbastelns wieder unter.

Im fast gleichen Orientierungsmuster bewegt sich die Gruppe „Kaffeetanten“ (ebenfalls Stadtteil B). Als eine Generation „vorher“ im Vergleich zu „Familienort“ stellen die Frauen, die hier diskutieren, das Miteinander im Gleichen auf einer anderen Ebene dar.

Als Bewohner_innen in Häusern mit Gärten „drum herum“ organisieren sie sich auf besondere Weise. Nicht nur, dass alle Frauen ungefähr gleich alt sind, jede eine Familienphase im Viertel durchlebt hat, haben - bis auf eine Frau - auch alle Frauen den gleichen Beruf, bzw. haben den gleichen Beruf gehabt. In der gleichen Dynamik des „Gleichens und Angleichens“ tritt eine Entfremdung nicht bezüglich des Fremden, das aus dem Kontext der Begegnungen ausgeschlossen wird, auf. Das Fremde als solches, das Herausforderung, Differenz und Spannung erzeugen würde, gibt es in diesem Erlebnisbereich gar nicht mehr. Selbst der Bezug zur jüngeren Generation als Nachbarschaft ist nicht herausfordernd, weil durch das „Haus-mit-Garten“-Arrangement kein sozialer Toleranzbereich nötig ist. Es besteht, ebenso wie bei den jüngeren Frauen, eine Entfremdung in Bezug zum „Eigenen“, durch den Rekurs auf das Gleiche. Der Stadtteil als Lebens- und Erfahrungsraum ist das eigene Arrangement. Hier gibt es aber einen interessanten „Kippmoment“:

Während die „Straßenmeisterin“ in Stadtteil D im Kontext ihrer Orientierung des „Ausbalancierens von Gegensätzen“, die Straße als offenen Bereich der unvorhersehbaren Begegnungen „als Stadtteil“ erfindet, etablierten die Diskutierenden „Kaffeetanten“ aus Stadtteil B, den eigenen Garten als Begegnungsstätte der „Nichtbegegnung“ – ich nenne es so, weil kein direktes Risiko bestand, durch Gespräche und Austausch in der Distanziertheit und in der allgemeiner Offenheit des öffentlichen Bereichs, Begegnungen stabilisieren zu müssen. Es mussten nicht mit dem Einsatz der eigenen Fähigkeit, Begegnungen - auch zu Fremden – hergestellt und aufrechterhalten werden. Der eigene Garten wurde mit einem Kunstwerk bestückt, das angeschaut werden konnte.

Mit dem Wunsch nach Nähe zurückgewiesen zu werden, und auf die Mitkonstruktion des öffentlichen Raumes durch die möglichen Besucher_innen des Stadtteils angewiesen zu sein, war kein Risiko. Alles war vorkonstruiert, die Menschen kamen in den eigenen, privaten Garten der Frauen, nicht in einem für alle auf vielfältige Weise offenen Raum. Insofern war das Miteinander mit den Menschen, die in dem Fall in die eigenen Gärten kamen, um sich etwas anzusehen, als „Nicht-Begegnung vorkonstruiert“. Der Blick der Anderen in den eigenen Garten der Frauen war der Bezugspunkt.

Die Frauen in der Gruppe „Kaffeetanten“ sind sicher glücklich, genauso wie auch die Frauen in der Gruppe „Familienort“ glücklich sind. Es lässt sich aber, entsprechend der These, eine Situation der Kontrolle von Nähe und Distanz rekonstruieren, die auf eine diffuse Identitätsstruktur des „Eigenen“ schließen lässt, wo das Eigene das Gleiche wird. Es geht nicht darum, zu postulieren, dass sich das Eigene nur in Abgrenzung und in Spannung zum Anderen und Fremden hin stabilisieren kann. Das wäre eine Theorie, auf die ich mich nicht beziehen möchte. Was rekonstruierbar an diesem Modus, sich miteinander zu verbinden ist, ist das Verwechseln von dem, was die Frauen für sich wünschen und dem, was sie für andere machen würden. Diese Verwechslung entsteht möglicherweise durch einen Gendereffekt: das Familiendasein für Frauen bindet Identität an andere, die ebenfalls in ein Familiensystem eingeschlossen sind, das als Eigenes erlebt wird.

Eine Verdichtung im Gespräch der Gruppe „Kaffeetanten“ entstand, als eine der Frauen feststellte, dass ein gutes Café, wo man sonntags auch Kuchen holen könnte im Stadtteil fehlt. Das wurde übrigens auch von den Teilnehmer_innen der Diskussionsgruppe „Familienort“ geschildert. Die Idee ein Café aufzumachen, wird weiter und weiter gesponnen. Dann wird die Idee an ein Projekt in den Gärten geheftet – im Anschluss an das schon einmal stattgefundene Projekt. Da könnte

man dann auch Kaffee machen. Eine Frau schwärmt: *„Da war immer die Hölle los“*, eine andere ergänzt *„Das war toll.“* Dann wird das Schwärmen verstärkt: *„Es war immer was los, und wir sollten da immer Kaffee und Kuchen machen, aber wer sollte das machen?“* Eine andere Frau sagt: *„Ich würde es gerne machen, wenn nicht dieser Rattenschwanz von Buchführung und so ein Kram wäre.“* Die Realität eines Projekts wurde hier schon erlebt. Es wird weiter gesponnen: *„Eben. Und dann die Stadt, die muss ja noch gucken, was für Toiletten du hast.“* Dann kommt wieder Begeisterung auf: *„Also da rumort es da hinten in meinem Hinterstübchen, des ist ganz schlimm. Und das wär so schön, dann stell ich mir des so toll vor, es muss gar nicht was Riesiges sein, es müssen nicht tausend Kuchen sein, es müssen nur so drei, vier jeden Tag und dann kommen die Leute und dann kommen die...“* Es geht so weiter in einer totalen Begeisterung. Als die Idee entsteht, dass Ehrenamtliche das machen könnten, passiert ein „ABER“.

Eine Frau sagt: *„Aber wir haben ja noch..., ich geh oft zu... (einem Gebäudekomplex mit Bewirtschaftung), muss ich sagen, weil ich immer von H. komme, wenn ich bei meinem Elternhaus bin und da halt ich dann oft an und trink auch mal einen Kaffee und kaufe etwas. Und das ist genauso ein Café... (...).. man hat so das Gefühl man tut etwas Gutes für sich und dann ist ja auch immer was los. Da kann man ja zu jeder Menge Veranstaltungen gehen, vor allem kann man auch jedes Wochenende hingehen.“* Es wird angemerkt, dass der Fußmarsch dorthin etwas lang ist. Aber der Kuchen muss dann quasi als Belohnung für den Fußmarsch gegessen werden. Man tut sich selbst etwas Gutes. Dann fällt der Frau ein, dass jemand ein Restaurant aufgemacht hat. Und ab jetzt sprechen alle von den Restaurants in D., die sie kennen.

Als gesagt wurde, dass das, was sich die Frauen zusammengesponnen haben schon gibt, beziehen sich alle komplett auf das, was es schon gibt. Zunächst war das Café etwas, was sie für sich machen wollten, dann wollten sie es für andere machen, nun wollen sie wieder für sich etwas machen. Diese Brüche, waren für mich zunächst völlig unverständlich: in der gleichen Weise, wie über die Planung eines eigenen Cafés gesprochen wird, wird nun über Restaurants gesprochen, wo man war, was gut war und warum, was es wo gibt. *„Da muss ich unbedingt hin...“* wird geschwärmt, im gleichen engagierten Ton, wie in der Phase, sich ein Café-Konstrukt auszudenken.

Das Café, das es bereits gibt, ist **aber** „nicht hier“. Dieses nicht hier und woanders und was anderes, also ein Außerhalb des homogenen Stadtteils und Außerhalb des „Gleichen im Gleichen“, zieht an, ist attraktiv, zumindest eine kurze Zeit für die

eine Frau. Dieser Ausreißer dieser einen Frau: es geht „*um mich, ich möchte woanders Erlebnisse haben,...* XY hat ein Restaurant aufgemacht...“ wird aber sofort von der Gruppe wieder eingefangen durch einen „Restaurant-Check“. XY hat ein Restaurant aufgemacht, man könnte insofern auch ein Restaurant aufmachen... aber die Diskussion geht in eine andere Richtung, in die „Es gibt schon“-Richtung.

Der Restaurant-Check im Vergleich und als Zusammentragen von Kenntnissen über Restaurants entspricht vom Orientierungsrahmen dem Zusammentragen des Wissens über „Angebote“, wie es in der Gruppe „Familienort“ stattfand. Die Stimmung der Begeisterung war aber in der Gruppe „Kaffeetanten“ viel größer. Zu erwähnen ist an dieser Stelle, dass bei der Gruppe „Familienort“ die Kinder der Diskutierenden auch anwesend waren.

Die Gestalt des „Blicks“, wie sie bereits im Kreislauf „Bebauung“ wichtig war, bekommt hier eine ganz andere Bedeutung. Es ist nicht mehr nur der Blick über den Gartenzaun und in das Fenster, der aufregt, zu Aktionen anregt, besprochen wird. Im Blick über den Gartenzaun würde man auch nur das Gleiche in minimaler Variation sehen. So wird der „Blick in den eigenen Garten“ als Projekt konzipiert: Menschen kommen von außen in den eigenen Garten und schauen sich dort Kunstwerke an. Als Kontrast zum Kreislauf „Bebauung“, wird hier der Blick hergeholt. Während in Stadtviertel D die Einblicke verbaut werden, es beklagt wird, dass alle möglichen Fremden über das Grundstück laufen und Barrieren errichtet werden, andererseits der Blick auf die Straße gegenüber durch parkende Autos verstellt wird, wird hier ein Einblick „geöffnet“ und durch Kunstwerke werden die Blicke regelrecht angezogen. Ob das Eigene der Gärten sichtbar wird, ist zu hinterfragen. In dieser Konstruktion kann das Eigene als Intimsphäre im Gleichen verloren gehen. Es wird eine Ambivalenz erkennbar: der andere Blick trifft womöglich gar nicht das Eigene, weil es sich im Gleichen aufgelöst hat. Nur die Kunstwerke machen Unterschiede, oder gerade die Kunstwerke machen Unterschiede zwischen den Gärten.

Auch in dem „ABER“ wird diese Ambivalenz erkennbar: Zum einen werden die Blicke von Außenstehenden in das Eigene hereingeholt durch das Kunst-Projekt. Die Suche nach einer Orientierung des eigenen Blicks nach Außen, wäre die andere Richtung in dieser Dynamik des Eigenen und des Fremden. Sich das Fremde, wo es im Gleichen des Stadtteils nicht mehr erreichbar ist, in den Garten holen, bedeutet, gar nicht mehr raus müssen, um Menschen zu treffen.

Eine Sehnsucht und ein Wunsch nach Vielfalt und Anderem flammen in diesem „aber“ auf. Das „Eigene“, das sucht und offen für alles Mögliche und eben nicht gleich ist, erzeugt auf diese Weise Leidenschaft im Mikropolitischen der Empfindungen. Das gegen die Dynamik der Gruppe, die noch am Entwerfen eines Stadtteil-Cafés war, gerichtete ABER stellt in dieser Dynamik einen Motor der Gruppe dar. Von diesem einen Eigenen, das „es selbst ist“ und nicht „gleich“, zehren die anderen Frauen, ohne sich der Differenz dieser Frau zu ihnen selbst bewusst zu sein.

Das Besondere an dieser Gruppe ist, dass wirklich etwas umgesetzt worden ist, dass eine Aneignung der Realität stattfinden kann. Es geht nicht um Planung, es geht nicht um ein Thema, das irgendwie besprochen wird. Es geht nicht um Flyer, die aufgeklappt oder zugeklappt werden. Es bewegt sich etwas in den Frauen, d.h. Momente des Wiedergewinnens von sich können stattfinden und sind nicht – wie in Gruppe „Familienort“ als impliziter Sozialdarwinismus - ausgeschlossen. Im Allgemeinen, Gleichen der Gruppe muss es aber ein Kraftakt der Subjektivierung dieser einen Frau sein, der dieses System durchbricht. Die Dimension von Kunst, von kulturellen Veranstaltungen und einer lebendigen zwischenmenschlichen Atmosphäre als Ordnen der eigenen Existenz, wird hier spürbar. Es geht eben nicht nur um Kommunikation und dem „sich gegenseitig grüßen“.

Es wird nicht der Blick von außen auf den eigenen Stadtteil, der den Stadtteil und einen selbst als Bewohner_in aufwertet, gesucht. Ein Mann aus Gruppe „Dorfeffekt“ in Stadtteil D, und die Mütter in „Familienort“ lassen ihren Stolz, genau in diesem Stadtteil zu wohnen, erkennen. Im Gegensatz zu dieser Selbstinszenierung als Stadtteilbewohner_innen bezieht sich der Wunsch, nach außen zu blicken, auf eine Erweiterung des Selbsterlebens. In der Gruppe „Dorfeffekt“ in Stadtteil D war ein Mann erkennbar, der sich in den Stadtteil hinein träumt, als ein „Teil einer ganz großen Stadt“. Seine Sehnsucht, die ihn aus der Gruppe und ihrer Verbundenheit mit dem Stadtteil heraushebt, lässt ihn dort hin blicken, wo es ein „woanders zu sein“, „sich woanders hin zu orientieren“, sowohl aus der Gruppe heraus, wie auch aus dem Stadtteil heraus, gibt.

In diesen Ambivalenzen zwischen „Eigenem und Fremden“, wie sie hier erkennbar wurden, lassen sich Erweiterungen des Modus „Dazugehören zum Gleichen“ als Stabilisierung des „miteinander Ordnen“ von Existenz erhoffen. Dazu gehört es **aber**, die eigene Ausdrucksfähigkeit und die innere Spannung der Existenz beizubehalten. Das mentale Sein, mit Kontrasten und Erweiterung der Erlebnisse, auszuweiten und nicht nur soziale Arrangements zu konstruieren, ist

dann als Sehnsucht erkennbar. Das ist eine ganz eigene „Arbeit an der Subjektivität“, die im Kontext der Gruppe mehr oder weniger möglich ist. In der Weise, ist der Orientierungsrahmen „Das Eigene und das Fremde“ ständig in Umarbeitung. Eine Erweiterung des Orientierungsrahmens, durch eine Erweiterung des Erlebnishintergrunds, kann als Bereicherung, seine eigene Existenz zu ordnen, den Orientierungsrahmen kippen. Was dort an Öffnung möglich ist, wäre in Projekten auszuprobieren. Der Modus „Das Eigene und das Fremde“ als Inspiration würde dann erreichbar werden.

Die Gruppe „Dorfeffekt“ (Stadtteil D) hält den Ausreißer in seiner Sehnsucht in der Gruppendiskussion und folgt ihm auf den Spuren nach „weiter weg in eine große Stadt“ nach, gemäß dem Modus des „Ausbalancierens von Gegensätzen“ - in dem Fall in der Darstellung des Stadtviertels zwischen „Dorfeffekt“ und „Großstadteffekt“. Es gelingt der Gruppe jedoch nur, die Gebäude der anderen Viertel architektonisch nach Kennzeichen einer Großstadt abzutasten. Die Mitglieder der Gruppe haben keinen Erlebnishintergrund, um konstruieren zu können, was ein sozialer „Großstadteffekt“ sein soll. In ähnlicher Weise gelingt es dem Mann in „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D) nicht, das Miteinander im öffentlichen Raum zu konstruieren, weil er den öffentlichen Raum in diesem Fall auch lediglich nach architektonischen Maßstäben abklopfen kann, da er nie draußen war.

Um zur Dynamik des Blicks nach außen zurück zu kommen, möchte ich das Risiko der Ausreißerin aus Gruppe „Kaffeetanten“ markieren: Sie riskiert durch den Bezug zum Eigenen, als Eigensinn im mikropolitischen Sinne, das Fremdsein in der Gruppe, bzw. die Loslösung vom Gleichen als Eigenem. Das Fremdsein in der Gruppe können die jüngeren Frauen der Gruppe „Familienort“ im gleichen Stadtteil nicht riskieren. Sie sind bei der Gestaltung des Lebens aufeinander angewiesen, um sich gegenüber einer, sich strukturell als rücksichtslos gegen Familien präsentierende Gesellschaft zu etablieren. Zwischen Rückzug ins Eigene und sich als Familie in der Stadt fremd fühlen, muss sehr viel Spannung ausgependelt werden, nicht nur in der Situation des öffentlichen Nahverkehrs, wo Rollatoren und Kinderwagen aufeinandertreffen, weil es nur wenige, offene Stellbereiche in Bussen und Straßenbahnen gibt.

Es ist in der Gruppe „Kaffeetanten“, erkennbar, wie wichtig „inspirierende“ Menschen sind, die Situationen verändern können, nicht durch politische Aktionen im Sinne von auf großmaßstäbliche Dimensionen bezogene Initiativen, sondern im Selbstausdruck und der Expressivität, die es wagt, sich zu zeigen. Auch die

„Straßenmeisterin“ aus der Gruppe „Dorfeffekt“ von Stadtteil D trägt diese Inspiration. Sie wird in ihren Wünschen von ihrem Mann und von den Mitgliedern der Gruppe unterstützt, so bekommt sie auch während der Diskussion den Titel „Straßenmeisterin“ überreicht.

Der Blick nach außen, weiter weg von sich selbst und nicht von sich selbst zu sich selbst, als ein Spiegelblick, kann verlernt werden, im Einerlei des Alltags. Man kann sich in Traditionen austauschen als Personen. In diesem Sinne werden auch soziale Traditionen, wie Babysitten, von einer Frau der Gruppe „Kaffeetanten“ weitergetragen: die älteren Nachbarn haben bei den eigenen Kindern geholfen, sie, die nun zur älteren Generation gehört, babysittet bei den jüngeren Nachbarn, die in der aktiven Familienphase sind. Die Handlungspraktiken des Miteinanders werden von Generation zu Generation „vererbt“ und man kann sich wieder finden im Alter, dort, wo man die damals alten Menschen gesehen hat. Das gelingt aber nur, wenn sich nichts gravierend in einem Viertel und an der Grundstruktur des eigenen Lebens ändert. So lange es geht, leben die älteren Menschen in ihren Wohnungen. Und dann?

In Bezug zu dieser Darstellung ist es natürlich schwer, sich vorzustellen: was soll das dafür bedeuten, wenn man ein Stadtteilzentrum konzipieren will. Man kann etwas von den Menschen erfahren. In dieser Perspektive möchte ich in Bezug zum Kreislauf: „*Bewohner_innenstruktur*“ noch eine Vertiefung der Dynamik des Gleichen aufzeigen. Eine negative Verstärkung in Bezug zum Habitus das „Eigene und das Fremde“ des Kreislaufs kann entstehen, wenn sich etwas gravierend an den Strukturen, am eigenen Körper oder im eigenen Lebensraum verändert bzw. alle drei Ebenen zusammenwirken.

Wenn diejenigen, die „gleich“ sind, wie die Frauen, die sich in der intensiven Familienphase gleichen und angleichen, um sich in den Strukturen einer Gesellschaft, die strukturell rücksichtslos gegenüber Familien ist zu stärken, (da muss man nur die Stadtplanung ansehen, wie auch die außerschulische Kinderbetreuung, dieses Thema wurde von den Frauen in der Gruppe „Familienort“ aufgegriffen) als Gruppe, Veränderungen stellen müssen, werden „Neuanfänge“ schwer. Im Kontext einer Veränderung des Stadtteils oder anderer Ereignisse, wie „Wegziehen müssen“ und nicht mehr die Gleichen als Mehrheit und Stärke haben, dann wird das Ordnungsmuster „Das Eigene und das Fremde“ als Gleichheit dysfunktional. Es kann dann eine Tendenz zum Ordnungsmuster „Verlust der Partizipation/Marginalisierung“ entstehen.

Wenn keine Gleichen mehr, in Bezug dazu wie man selbst strukturell konfiguriert ist, da sind, die die Strukturen herausfordern, befragen, hinterfragen, Dynamiken erzeugen, gesehen werden, eine Angebotsstruktur einfordern und durch ihre Teilnahme bedienen, das Sortiment in Apotheken durch Nachfragen steuern etc., dann fällt die Einzelexistenz und die Strukturen in ihrer Dysfunktionalität in Bezug zum Einzelfall auf eine Person, mit aller Wucht zurück. Es gibt dann kein, „schnell mal das Fahrrad nehmen“ mehr, weil die Busse zu voll sind, oder andere Wege fahren.

Im Alter ist man auf die Fahrpläne und die Anordnung von Bushaltestellen angewiesen. Wenn nicht genug Parkplätze da sind, ist die Abhängigkeit von einer Person mit Auto ein Problem, weil die Person mit Auto ein Parkplatzproblem hat und - im Fall einer älteren Frau der Gruppe „Kalte Miete“ (Stadtteil C) - die ältere Frau nicht mit dem Auto am Abend von einer Veranstaltung abgeholt werden kann, weil sonst der Parkplatz weg ist. Seltsame Buslinien, die bestimmte Straßenzüge auslassen, lassen sich auch nicht endlos mit einer Taxifahrt kompensieren, weil die Taxifahrten irgendwann das Budget sprengen, wie es im Rahmen zur Diskussion der Gruppe „Noch Mobil“ (Stadtteil C), in Bezug zu einer älteren Dame und ihrer Erzählung über ihr „im Stadtteil sein“, erkennbar wurde. Die Möglichkeit der älteren Damen, in Bezug zu diesen strukturellen Dimensionen aktiv zu werden, schienen im Gespräch gering. Die eigene Körperlichkeit und eine Gebrechlichkeit wurde diskutiert und damit das „Fremd“-Werden in Bezug zu eigenen Möglichkeiten, mobil zu sein, gegenüber einer Mehrheitsgesellschaft, die auch schnell bergauf mit Einkaufstaschen zur Bushaltestelle kommt. Anders sein als Menschen im höheren Alter, prallt auf die Menschen zurück. Der Rückzug ins Eigene kann dann Einsamkeit bedeuten, weil das Eigene nicht mehr mit Gleichen geteilt werden kann.

Weitere strukturelle Dimensionen werden in Bezug zu den Gesprächen dieser beiden Gruppen erkennbar. Wenn der Wohnraum zu teuer wird, für einen allein, und zu groß um durch Transferleistungen unterstützt zu werden, dann droht der Verlust des eigenen, selbstbestimmten Lebensraums. Auf sich selbst, unter Fremden, die überall hin laufen können, ein Auto haben, die genug Geld für die Miete haben, zurückgeworfen und das immer ein bisschen mehr, lässt den Rahmen des „miteinander Ordnen“ der eigenen Existenz immer kleiner werden. Parallel dazu werden die Räume, die erreicht werden können, im Sinne von Angeboten aber auch im Sinne von räumlichen Distanzen immer kleiner. Die Marginalisierung der Existenz droht, wo keine Resonanzen auf die eigene

Lebensweise mehr empfangen werden und wo Strukturen als Gesetze, Entscheidungssysteme, soziopolitische Maßnahmen, das eigene Leben, im mikropolitischen wie es als Lebensqualität und Wohlbefinden, als Wünschen und Gestalten wollen angelegt ist, auszuhebeln. Die Endstation, nicht mehr selbst entscheiden zu können, nicht mehr das eigene Leben gestalten zu können, ist dann bald erreicht.

Angebote, die das Selbst nicht stützen, beliebig sind, Freizeit sind, und eben nicht mentale Beschäftigung mit sich in der Welt erlauben - im Sinne tiefergehender Auseinandersetzung mit der eigenen Existenz, z.B. in veränderten Lebenskontexten wie im Alter, die durch Arbeit an der eigenen Subjektivität aufgefangen werden müssen, sind in dieser Lebenszeit uninteressant und doch gibt es eine ganze Reihe davon. Das kann man wie Flyer auf und wieder zu klappen. Angebote für Gleiche zum „sich angleichen“. Diese Angebote verbinden aber nicht mit dem eigenen Leben. So ist es vor dem Hintergrund der entstanden Thesen offensichtlich und nachvollziehbar, dass die älteren Frauen von „Kalte Miete“ und die eine ältere und die andere etwas jüngere Frau von „Noch Mobil“, alle alleinstehend, und die älteren Frauen an der Schnittstelle zur Gebrechlichkeit, die immer wieder durch medizinische Maßnahmen aufgehalten wird, gerade eine dezidierte Auswahl von Angeboten für sich treffen und das nicht nur wegen einer knappen Rente.

Insofern ist die Existenzweise als körperliche, mentale und soziale zu erkennen. Die Aspekte lassen sich nicht voneinander trennen. Es geht nicht nur um ein sozial eingebunden sein in eine Gruppe, als Vermeidung von Einsamkeit, sondern um eine als sinnvoll und für sich als Persönlichkeit wertvoll erlebte Erfahrung - auch in der Kontrolle von Nähe und Distanz zu den Menschen, in Hinblick auf die eigenen Wünsche von Austausch und Miteinander. Die Inspiration durch andere Menschen oder als besondere Menschen, wie sie in den Gruppen „Kaffeetanten“ und „Dorfeffekt“ erkennbar waren, spielt hier eine sehr große Rolle.

Für die älteren Frauen in Stadtteil C gibt es keine Dynamik der Gleichen unter Gleichen mehr. Der Druck der Strukturen muss allein auf den eigenen Schultern balanciert werden. Die zukunftsorientierte Macht der Familien, wie sie in der Gruppe „Familienort“ spürbar wurde, ist auch für die älteren Frauen, deren Kinder um sie herum wohnen, längst verloren. Wenn das Ordnungsmuster des „Miteinanders als Gleiche“ wegbricht und die Lebenssituation sich verändert, können Gefühle von Angst, Bedrohung durch eine ungewisse Zukunft und Verlustgefühle entstehen.. Es lassen sich in Bezug dazu aber strukturelle

Dimensionen erschließen, die als strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber älteren Menschen bezeichnet werden können, und eben nicht nur persönliche Probleme auflisten.

Das „Einkaufen-Können“ um die Ecke, wo die Läden einst waren, nahe gelegen, schnell erreichbar, kein Riesensortiment, alles, was einem schnell mal fehlen kann: diese Läden sind weg. Die Bewohner_innen, denen sie fehlen, weil sie die weiten Strecken zu den Supermärkten nicht immer gehen und vor allem nicht so oft und schnell gehen können, haben keine „Gruppendynamik“ hinter sich. Und nicht die Idee, der Laden wird sich halten, weil wir da alle einkaufen und das Sortiment passt sich uns an, und der Umsatz wird mit uns „als Gruppe der älteren Frauen“ gemacht. Zum einen sind die älteren Frauen nicht so kaufkräftig, nicht so konsumfreudig und können auch nicht so viel nach Hause tragen. Zum anderen sind ökonomische Strukturen an Mietpreise für Immobilien, wo man einen Laden einrichten kann, gebunden. In Bezug zu großmaßstäblichen Dimensionen ist so ein Laden, „der mal grad um die Ecke ist und alles möglich hat“ nicht rentabel.

Es stellen sich ganz andere Herausforderungen für die beiden Frauen von „Kalte Miete“ (Stadtteil C), als für die Frauen von „Familienort“ und von „Kaffeetanten“. Das Stadtviertel C zeichnet sich durch eine starke Veränderung der Bewohner_innenstruktur aus. Die Nähe zu Gebäuden der Universität lockt Studierende an. Das wiederum fördert die Gestaltung von Wohnraum mit entsprechenden Zuschnitten. Die Stadtteilbewohner_innen wechseln stark. Ein Zuzug und ein Wegzug verändern wieder jedes Mal die Bewohner_innenstruktur, weil durch Renovierung der Altbauten andere Mieter_innen bzw. Eigentümer_innen angezogen werden. In diesem Stadtviertel zu wohnen ist „politischer“. Die eigene Existenzweise ist spürbarer, man ist als ältere Frau „auf sich selbst geworfen“, anders als die Familienfrauen in Stadtviertel B, die ihre festen Wohnorte und Lebensformen haben.

Die großmaßstäblichen Kräfte sind in Stadtteil C viel stärker spürbar. So berichtet eine der beiden Dame, dass sie in einem Haus wohnt, dessen Miete sie bald nicht mehr bezahlen kann und das keine wirklich gute Heizung hat. Als die Wohnung renoviert wurde, hat man auf sie keine Rücksicht genommen, sie musste zwar nur noch die Hälfte der Miete bezahlen, das Wohnen in einem Haus, dessen oberes Stockwerk renoviert wird, ist aber unzumutbar. Die Miete der eigenen Wohnung wurde teurer und teurer, und wird auch noch teurer. Diesem Anstieg sieht die ältere Dame nur noch mit ihrem eigenen Tod entgegen. Nicht zu bewältigende Situationen, stehen ihr bevor. Die mikropolitische Ebene, also die eigenen

Empfindungen und Wünsche spielt hier eine wichtige Rolle, um die Dimension der Subjektivität zu erhalten und die Existenzweise nicht als Effekt der großmaßstäblichen Dimensionen zu begreifen und sich ohnmächtig gegenüber der Weiterentwicklung des eigenen Lebens zu verhalten.

Die Rechtfertigung der großmaßstäblichen Kräfte als sinnvolle Bezugspunkte für eine Gesellschaft, entfremdet von dem eigenen Leiden, z.B. an der Einstellung zu Ökonomie und wirtschaftlichem Gewinn. Diese Entfremdung hilft, um sein Leiden daran, als Mieter_in nicht als „persönliches Scheitern“ zu erleben. Diese Entfremdung verhindert aber auch, trotz dieser Einstellung zu wirtschaftlichem Gewinn, sein Recht zu fordern und seine Handlungsmöglichkeiten auf struktureller Ebene, z.B. sich in Arbeitsgemeinschaft miteinander über die Rechte zu orientieren, zu erweitern.

Als Mütter waren die beiden Frauen, die in der Gruppe „Kalte Miete“ (Stadtteil C) mit uns sprachen, in Familienarbeit eingespannt. In dem Moment, wo eine eigene Berufstätigkeit nach der Familienphase endet, das Leben als alleinstehende Frau mit geringer Rente und in Mietverhältnissen beginnt, entsteht eine neue Welt. Das Besondere an den beiden Frauen war, dass sie befreundet sind, und noch Familienanschluss haben. Doch trotz Familienanschluss wird das eigene Leben und die Gestaltung des eigenen Lebens sehr wichtig genommen.

Als arbeitende Frau und einst arbeitende Frau, sind die beiden Damen in „Noch mobil“ ebenso sehr an der Gestaltung des eigenen Lebens interessiert. Für die älteren Damen kommt ein Umzug in ein Altersheim nicht oder „noch nicht“ in Frage. Die Selbstständigkeit, im Sinne der selbstständigen Entscheidung, auch wenn die Mobilität immer geringer werden wird, bleibt als Bezugspunkt der Existenz und der Identität, im Sinne einer „Akteur_innenschaft“, ein Wunsch. Auch, wenn gesamtgesellschaftliche Interessen dahin gehen, die Menschen, die eigentlich noch Selbstständigkeit sind in ein Wohnheim zu verlagern, sind andere Konstruktionen von Alter vorstellbar. Wenn ältere Menschen die Miete ihrer Wohnung „nicht mehr zahlen können“ sind ebenfalls andere Konstruktionen von Transferleistung vorstellbar. Um diese Konstruktionen zu erarbeiten ist jedoch Resonanz für diese Existenzweisen notwendig. Fehlt diese Resonanz kann es schnell der Verlust der Partizipation und Marginalisierung kommen.

Im Vergleich zwischen den älteren und den jüngeren Frauen im Stadtteil C und den verheirateten Frauen mit Eigenheim in Stadtteil B, ist die „Alle-Gleich“- und „Wir“-Systematik, die von der eigenen Existenz entfremdet, in diesen Fällen nicht (mehr) wirksam. Zum einen fällt, wie dargestellt, die Gruppe der Gleichen weg.

Zum anderen muss die Individualität des eigenen Körpers im Voranschreiten des Alters geordnet werden, und zwar insbesondere in Bezug zu vielfältigen strukturellen Aspekten. Eine ältere Dame aus „Kalte Miete“ beschreibt eindrücklich ihre Arbeit daran, den Zustand ihrer Knie wiederherzustellen, durch Sport und Krafttraining, damit sie wieder Tanzen gehen kann. Die andere Dame erzählt, dass sie nur Angebote wahrnimmt, wo kein Gruppenzwang herrscht.

Dennoch sucht sie eine Veranstaltung auf, um den Anschluss an eine Gemeinschaft nicht zu verlieren, auch wenn es ihr danach nicht gut geht. Es geht ihr darum, eine soziale Verbindung aufrecht zu erhalten und ihr Leben zu strukturieren, auch wenn sie zu ihren Kindern und Enkelkindern gehen könnte, aber da wird sie „gebraucht“.

Das Fremde, das Außen, wie ich es im Kontext der Gruppe „Kaffeetanten“ darstellen konnte, als das, „was ich möchte und für mich passt“ ist gerade in dieser Lebensphase attraktiv, vielmehr als diffuse Gruppenereignisse und „für andere da sein“. Es bleibt interessant, auch wenn es im Falle eines Falles mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nicht mehr erreichbar ist. Der Verlust ist schmerzhaft, wenn das, was nicht mehr erreichbar ist, weg fallen muss, und das, was aus anderen Gründen aus der Angebotsstruktur herausfällt, sich nicht mehr durch Wünschen zurückbringen lässt. Ein Verlustgefühl kann sich ausbreiten. Jede Veränderung im Stadtteil, auch wenn sie gar nicht wirklich Bezug zum eigenen Leben hat, kann dann betrauert werden. Was als Austausch erhalten bleibt und nicht durch strukturelle Aspekte verloren gehen kann, ist das Briefeschreiben und das Telefonieren. So bleibt die ältere Dame von „Noch mobil“, deren Bewegungsradius, insbesondere durch Lücken in der Infrastrukturplanung eingeschränkt ist, mit Menschen, die ihr wichtig sind, vernetzt. Die jüngere Dame von „Noch mobil“ verfügt über ein Auto und orientiert sich an Vorträgen, die sie an ihre Interessen anschließen kann.

Dass es vielfältige Angebotsstrukturen gibt, die man sich selbst aussuchen kann, ist wichtig, aber auch, dass man sie erreichen kann. Angebotsstrukturen, die keine gesteuerten Gruppenaktivitäten darstellen, sondern das Selbst stärken und die Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit und dem eigenen Leben unterstützen, sind von beliebigen Veranstaltungen zu unterscheiden. Eine „Entfremdung“ in Momenten des drohenden Verlusts des Selbst, das ohne „Gleiche“ und ohne Mitfühlen und Mitdenken einer ähnlich orientierte Gemeinschaft funktioniert, ist dann als Modus des „Eigenen und des Fremden – in Inspiration“,

als Modus „Aneignung der Realität“ oder als Modus „Ausbalancieren von Gegensätzen“ vorstellbar.

Gerade, wenn das Ordnen der Existenzweise nur noch als „Verlust der Partizipation und in Marginalisierung“ stattfinden kann, weil diese Lebensweise von den Strukturen nicht eingeschlossen wird, ist das „Arbeiten mit den Strukturen“, die das eigene Leben einschränken notwendig, allerdings vor dem Hintergrund einer stabilisierten Akteur_innenschaft und nicht auf Kosten der eigenen Stärke, durch eine Zuschreibung als hilfsbedürftig, anhand derer sich Unterstützende parasitär aufbauen können. Arbeitsgemeinschaftsstrukturen können in diesem Rahmen wichtig werden, wenn sie einen hohen Grad an Selbstbestimmung zulassen und sich nicht als Machtstruktur mit dem Großmaßstäblichen zusammenschließen, um Empfindungen und den Bezug zu den eigenen Wünschen und der eigenen Ohnmacht zu vernebeln. Wenn Initiativstrukturen dafür aufgebaut werden, die eigenen Interessen in Bezug zu politischen und sozialstaatlichen Dimensionen formulieren zu helfen, dann kann das eine Stärkung der Akteur_innenschaft sein und einen Modus des Ordners der eigenen Existenz in einem neu zu konstruierenden Miteinander darstellen. Das Projekt „Lebendiges Martinsviertel“ verwirklicht diese Form.

Den Wunsch danach, zu malen, wie es eine der Frauen in der Gruppe „Kalte Miete“ formuliert hat, ist in Bezug zu dieser besonderen Empfindsamkeit für das Eigene als wertvoller Bezugspunkt des Seins zu sehen. Das Angebot, wie es die Frau erlebt hat, erlaubte ihr, einen hohen Grad von Selbstbestimmung und Selbstpräsenz zu aktualisieren. In einem Angebot, durch Zwang dies oder das zu tun, weil es eine Leitung so vorgesehen hat, um die Gruppe zusammenzuhalten, fühlt sie sich entfremdet und von sich selbst entfernt. Die „Gruppenstruktur-Angebots-Realität“ ist durch den Zwangscharakter der Abläufe sehr einschränkend, was Spontaneität, Unvorhergesehenes sowie neue Erfahrungen und Erlebnisse betrifft, die die Beschäftigung mit einem Selbst herausfordern. Der allwöchentlichen Wiederholung des „Selben“ und für Alle „Gleichen“, fehlt jeder Spannungsbogen einer Inspiration. Im Malen in einer Malgruppe hatte die Dame, etwas für sich von dieser Inspiration gefunden sowie auch eine Resonanz für sich erfahren. Leider hat sich dieses Angebot aufgelöst. Der Wunsch, wieder so zu malen, war der konkreteste Wunsch, der in der Untersuchung geäußert wurde. Sich im Alltag durch sinnvolle Begegnungen und Erlebnisse immer wieder zurückzugewinnen, stellt einen wichtigen Bezugspunkt der Existenz dar; gerade dann, wenn massive Veränderungen zu bewältigen sind, aber auch wenn

Bereicherungen im Alltag verloren gehen und Lebensraum wegfällt. Die Möglichkeit, im eigenen Namen zu sprechen wird dann wieder zurückgewonnen.

Kreislauf: „Öffentlicher Raum“

In der Gruppe „Dorfeffekt“ (Stadtteil D) wirken w. o. dargestellt, die Gegensätze der Perspektiven und der Ausgleich der Polarisierungen: Ein Mann erklärt, dass er es schrecklich findet, *„wie der Herrngarten seit einiger Zeit morgens immer „aussieht!“*. Viele leere Flaschen, Einweg-Grills und alles neben den Müllbehältern, die schon voll sind. Die Frau kontert, dass der Herrngarten nun belebt ist und nicht länger ein „verbotener Ort“ nach Einbruch der Dunkelheit ist, wie früher, als die Anzahl von Vergewaltigungen im Park sehr hoch war. Im Zuge dieser Diskussion münden die Diskutierenden in die Konstruktion ihres Stadtteils als lebendiges Viertel ein. Es wird Konsens, dass man schon auch Verkehrslärm, Partys und Gegröle nach Kneipenaufenthalten ertragen muss, ansonsten, so die Aussage der Frau, könnte man gleich *„auf’s Dorf“* ziehen.

Die Belegung des öffentlichen Raumes in Stadtteil A wird völlig anders konstruiert (von allen Gruppen). Es wurde Geld bereitgestellt, so dass auf dem Vorplatz zwischen den Hochhäusern Bänke und Tische finanziert und aufgestellt werden können, damit die Menschen dort einen öffentliche Platz zum Sitzen und Feiern haben. Im Rahmen einer Organisation, wurden diese Gelder zur Verfügung gestellt. Von diesen Geldern und der Möglichkeit Bänke aufzustellen wurde aber kein Gebrauch gemacht, denn die Dame, die das Geld verwaltete, erklärte, dass sie beobachtet habe, dass die Leute ihre Verpackungen und ihren Müll nicht ordentlich wegwerfen und sie deshalb auch keine solchen Gelegenheiten haben sollten, draußen zu sitzen. So hat sie dafür gesorgt, dass keine Tische und Bänke aufgestellt werden und das Geld hat sie wieder zurückgegeben. Es kam auch kein Widerspruch aus der Gruppe der Diskutierenden, der diese Perspektive infrage gestellt hätte. Die mehrheitsgesellschaftliche Moral von „Ordnung“ als wichtigster Bezugspunkt der Organisation des gemeinsamen öffentlichen Raumes herrscht hier vor. Der Modus „Integration via Repression“ wird hier ausgespielt.

Zu erwähnen ist hier unbedingt, dass genau in diesem Stadtteil der öffentliche Raum von Jugendlichen angeeignet wurde. Das wird als sehr gewaltvoll von den Bewohnerinnen erlebt. Diese „einseitige“, gewaltvolle Form der Aneignung verhindert, so kann man schließen, dass am Abend alle Menschen dort den Rahmen für sich nutzen können, um sich dort auf ihre Weise aufzuhalten und vielleicht auch zu sitzen und zu feiern, wie im Park in der Innenstadt. Gewalt,

Kriminalität, Drogenkonsum und eine Gefahr für Leib und Leben herrschen dort aber vor. So die Darstellung aller Sprechenden aus allen Gruppen von Stadtteil A. Es gibt keine Feierlaune- wenn, dann nur im Rahmen von geplanten Aktionen von Organisationen. Spontanes Miteinander scheint an der kulturellen Vielfalt und den unterschiedlichen Lebensentwürfen zu scheitern. Gerade zur Vermittlung der kulturellen Vielfalt und der Unterschiede in Lebensweise, Wertsystem und Identität, werden solche Aktionen geplant und durchgeführt. Gegen sexualisierte Gewalt und für eine Stärkung der Identität von Frauen und Mädchen wird aber keine Aktion durch die Organisation durchgeführt. Ich erwähne das, weil in der Gruppe „Historikerinnen“ (Stadtteil A) von einer Frau von Vergewaltigungen in diesem Viertel berichtet wurde. Es gab früher schon Vergewaltigungen und es fand auch erst kürzlich eine Vergewaltigung statt, jedoch nicht im öffentlichen Raum, sondern in einem Wohnbereich, in den ein Vergewaltiger von außen, die Wohnungstür eintretend, eingedrungen ist.

Im Gegensatz zur Eroberung des Raumes durch Belebung und Feste, wie im Park in der Innenstadt, dünnt in Stadtteil A die Belebung in Vielfalt mit dem Einbruch der Dunkelheit aus. Ob dieser Ausdünnung zugearbeitet wird, weil der Raum tagsüber „repressiv“ verwaltet wird, sei dahingestellt. Der Modus des Miteinanders als Rekurs auf eine Einheitsmoral, verbunden mit der Macht über die Geldtasche, die von einer Organisation verliehen wird, setzt viel Raum für Repression frei. In diesem Freiraum kann „Integration“ als Partizipation gehandelt werden, so dass der Eindruck entsteht, das Miteinander wird von allen Menschen gestaltet. Das ist aber offensichtlich nicht so. Es gibt geplante Aktionen und es gibt Organisationen. Es ist davon auszugehen, dass sowohl die Planenden als auch die Organisierenden einen eigenen Spielplan haben, der mit dem Zusammenspiel der Menschen im Stadtteil nichts zu tun haben muss.

Insofern kann ein „betreuter“ Sozialraum komplett dysfunktional werden und es kann ein Habitus entstehen, der die Dysfunktionalität erhält, stabilisiert und kaschiert, insbesondere, wenn eine Abhängigkeit von den Planenden und den Organisierenden hergestellt wird, die ihre Positionen in den Stadtteilen sichert. Das ist der eigene Spielplan, in dem die Bewohner_innen, gerade die engagierten, als Statisten „verheizt“ werden können.

Dass in dem Sozialraum von Stadtteil A eine Dysfunktionalität vorherrscht, liegt auf der Hand. Dass alles ganz anders wäre, wenn alle Anwohner_innen nachts in Feierstimmung auch hier Einweg-Grills und Partylaune verbreiten, ist nicht zu erwarten. Erkennbar ist, dass der öffentliche Raum im Stadtteil A von

Gegensätzen geprägt ist: einmal die rigide Form einer Ordnung, zum anderen Kriminalität und Gewalt.

Eine Frau aus der Gruppe „Bleiben und Gehen Wollen“ (Stadtteil A) hat erlebt, dass ein Exhibitionist ihre Tochter belästigte. Sie findet aber für ihre Ängste vor weiterer sexueller Belästigung bei den anderen Frauen und Müttern in der Diskussionsgruppe keine Resonanz. Sie haben das nicht erlebt und empfinden das Leben im Stadtteil auch anders, obwohl sie nur eine Häusercke weiter leben. Bis zum Ende des Gesprächs bleibt diese Frau mit ihren Sorgen allein. Sie erklärt ihre Strategie, nur dann auf den Spielplatz mit ihrer Tochter und ihrem Sohn zu gehen, wenn auch ein anderer Vater, also ein Mann dabei ist, der sie und ihre Kinder vor einem gewaltvollen Mann schützen könnte. Sie geht auch immer schon sehr früh wieder ins Haus. Insgesamt schildert sie den Ort als schwierig, um dort mit ihren Kindern zu leben und sie berichtet von ihren Plänen, den Stadtteil so bald wie möglich zu verlassen. Da sie vermittelt, über die Kontakte ihrer Tochter in der Schule in einen anderen Stadtteil eine Außenperspektive auf den Stadtteil zu verarbeiten hat, bleibt sie von den anderen Müttern, im Stadtteil, in der Diskussion getrennt. Die anderen Frauen organisieren sämtliche Freizeitgestaltung, nicht ihre eigene, aber die ihrer Kinder im Stadtteil im Stadtteil und greifen auf eine Wohnortnahe Angebotsstruktur zurück. So kann diese eine Mutter mit ihnen zusammen die Erfahrung, sich als Frau und Mutter mit ihren Kindern gefährdet zu erleben, nicht ordnen. Sie kann auch mit den anderen Formen nicht mitsprechen, wenn diese Angebote aufzählen und sich über verschiedene Sportmöglichkeiten für die Kinder austauschen.

Darüber hinaus kann sie auch die Erfahrung der Stigmatisierung mit den anderen Müttern nicht ordnen. Ihr Erlebnishintergrund verbindet sie nicht mit den anderen Gesprächsteilnehmerinnen. Den Ausschluss aus gemeinschaftlichen Prozessen, die über den Stadtteil hinaus gehen, wie sie ihn erfährt, wenn sie zur Geburtstagsfeier ihrer Tochter Freundinnen aus der Schule der Tochter einladen möchte, die aber nicht kommen, weil die Eltern ihre Kinder nicht in den Stadtteil lassen, nimmt sie als entfremdend wahr.

Es wäre für sie ganz normal, dass die Kinder auch aus dem anderen Stadtteil zu ihrer Tochter kommen. Da die anderen Mütter keine Kontakte zu anderen Stadtteilen haben, keine Außenperspektive haben, können sie diese Entfremdung nicht mit ihr ordnen. Sie können auch nicht die Angst dieser Mutter vor Gewalt gegen sie und ihre Kinder mit ordnen.

Der Versuch dieser einen Mutter, die Zuschreibungen loszuwerden, in dem sie den Stadtteil verlässt, ist geprägt von der Argumentation, dass ihre Tochter darunter leidet, weil keine Freundinnen sie zuhause besuchen kommen. Ähnlich wie in der Gruppe „Familienort“ im Stadtteil B, findet hier eine Identifikation mit dem Muttersein statt. Es findet hier aber keine Identifikation mit „unter Gleichen“ und als „starke Familien setzen sich strukturell durch“ statt.

Als alleinerziehende Frauen unter sich, und mit Migrationshintergrund ist die Stärke und ein „gemeinsames Wir“ als stabilisierend, gerade gegen eine gewaltvolle Welt, nicht konstruierbar. Man muss sich dann einen schützenden Mann dazu denken. Dieses Fehlen der Orientierung an der eigenen Integrität und Stärke als Elternteil, in der Phase der größten Verletzlichkeit der Kinder, kann mit der Schwächung von Familie und Familienhalt zusammenhängen: eine Situation, die die Jugendlichen widerspiegeln.

So muss es nicht eine „Vererbung“ sein, die die Kinder in diesem Viertel als Jugendliche hin zu Kriminalität und Gewalt orientiert, sondern ein vorzeitiges Antizipieren ihrer Verlorenheit in dem Viertel, in dem eine Situation von Gewalt und ein Versagen staatlicher Ordnung zum Schutz der Menschen zusammentreffen. Dass dieses Versagen der staatlichen Ordnung nicht durch Repressionen im Sinn von Ordnung und Sauberkeit aufgefangen werden kann, liegt auf der Hand. Die Stärke von Familie steht zur Disposition, wo die Familie strukturell nicht mehr geschützt werden kann.

Die Gruppe der Diskutierenden aus „Bleiben und Gehen Wollen“ ist zudem im großmaßstäblichen, wie auch im mikromaßstäblichen Rahmen marginalisiert, denn es wird im Gespräch offensichtlich, dass es insofern schwer ist den Stadtteil zu verlassen, als der Wohnraum im Rahmen eines Transferleistungssystems verordnet worden ist. Anders als die Mütter in „Familienort“ (Stadtteil B) haben diese Mütter den Stadtteil nicht gewählt, weil er „einen guten Ruf als Familiengegend“ hat. Die Wahrnehmung der Feindlichkeit gegenüber Frauen und Kindern, aufgrund der Gefahr von Gewalt und Übergriffen, bleibt hinter dieser nicht selbstständig gewählten Wohnsituation, die die eigene Marginalisierung als Menschen deutlich macht, unerreichbar.

Dass die Mutter, die den Stadtteil verlassen möchte, diese Situation der Feindlichkeit der Lebensbedingungen erkennt, macht sie „fremd“ unter „Gleichen“. In dieser Situation riskiert die Frau einen doppelten Ausschluss – sie schließt sich aus vom „im Stadtteil mit den anderen gleich sein“, aufgrund der Konstruktion der Außenperspektive und sie schließt sich vom „wie die anderen im Stadtteil sein“

aus. Weil sie sich als Persönlichkeit mit einer eigenen Wahrnehmung, eigenen Plänen und Wünschen, die entgegen den Zuschreibungsmustern und der Verwaltung ihres Lebens durch Transferleistungsstrukturen formuliert werden, repräsentiert, wenn auch in der Argumentation, dass es für ihre Tochter wichtig ist, diesen Schritt zu tun. Weder „Bleiben“ noch „Gehen Wollen“ ist dann möglich.

Hier zeichnet sich ein Effekt der Marginalisierung ab, der von dieser Persönlichkeit als Wiedergewinnen des Selbst erlebt werden kann. In Bezug zum Orientierungsrahmen „Aneignung von Realität“ kann sich ein neuer Moment des Ordners im Kontakt mit anderen Menschen ergeben, die zum miteinander Sprechen bereit sind und sich außerhalb der Gleichheit wahrnehmen können, insbesondere, wenn sie die Situation des Mutterseins konstruktiv gemeinsam erarbeiten und die Realität der Gewalt, sowohl der Strukturen, wie auch der Menschen, nicht kaschieren.

In Bezug dazu konnte herausgearbeitet werden, dass eine Mutter aus der Gruppe „Gerechtigkeit- jüngere Frauen“ (Stadtteil A), deren Kinder schon älter sind, im Kontext der „Aneignung von Realität“ ihren offensiven Umgang mit der „Adresse“ beschrieben hat. Sie benennt auch offen die Gewalt im Stadtteil A, die ihr Sohn am eigenen Leib erfahren musste, sowie das Versagen der schützenden Strukturen, auf die sich verlassen musste.

In dem Gespräch, das in dieser Gruppe zustande kam, bekam sie von einer anderen Frau, deren Kinder ebenfalls schon älter sind, Unterstützung in Bezug zu diesem Orientierungsrahmen, so dass sich ein beeindruckendes Gespräch aufspannte. Die Diskutierenden, es waren noch zwei weitere ältere Frauen dabei, haben an Zuschreibungen nicht „gespart“, es werden „die Zigeuner“, „die Türken“, „die Italiener“, „die Polen“ und „die Russen“ benannt. Es wird beschrieben, wie es möglich war, sich im Alltag in Alltagssituation in diesem herausfordernden Rahmen an Begegnungen durchzusetzen. Sich in dem Miteinander durchsetzen zu können wird als Lernen betrachtet, mit der Realität umzugehen. Dass der persönliche Einsatz an die Grenzen stoßen kann, wird ebenso erkannt. Dadurch werden der Selbstbezug und die Wahrnehmung des eigenen Handlungspotentials gestärkt. Ein funktionales Handlungspotential wird dabei erworben. Die Frauen sagen, sie haben „gelernt“.

Eine jüngere Frau erklärt das, insbesondere in Bezug auf ihre Kinder, für die sie eintreten musste, als sie als Familie mit der Adresse dieses Stadtteils Stigmatisierung erleben musste, so: *„Ja, aber gut, ich habe halt gelernt zu kämpfen. Ich musste schon immer kämpfen.“* Auf die Nachfrage der Diskussionsleiterin, was mit den Müttern ist, die nicht so stark sind, erklärt sie: „...

da setzt ich mich dann auch für ein.“ Sie ergänzt, dass das, was sie „auf die Palme bringen kann“ Ungerechtigkeit ist. Hier wird auch ein Prinzip erkennbar, als übergeordneter Bezugspunkt für das Miteinander. Anders als ein repressiver Umgang mit der Forderung nach Ordnung und Sauberkeit, geht es um eine grundlegende Sicherung von Integrität und Würde. Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sind reale Bezugspunkte von Miteinander, die ethisch konstruiert sind und nicht durch Vorstellungen von einer sauberen Nachbarschaft im Sinne von „Dorfeffekt“ (siehe oben). Für diese Werte wird auch – im Falle eines Falles – etwas riskiert.

Es besteht die Möglichkeit, im Gespräch „im eigenen Namen“ von sich und den Erlebnissen zu sprechen. Eine Stabilisierung als einzelne Persönlichkeit, nicht als Gleiche unter Gleichen, wird unterstützt, indem die Ethik und Empfindsamkeit als bedeutsamer Bezugspunkt der Wahrnehmung von sich selbst und der Realität etabliert wird. Die eine Frau erklärt weiter: *„Und es ist wirklich so, dass Menschen ganz feine Fühler dafür haben, wenn jemand schwach ist. Das kann ich nicht haben. Wenn einer benachteiligt wird oder vorverurteilt wird. Ungerecht behandelt. Und dann sind mir manchmal auch die Konsequenzen egal.“*

Die Schwäche von Menschen, die durch die Positionierung in großmaßstäblichen Wertesystemen als Versagen gegenüber dem „gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg eines starken, unabhängigen Subjekts“ konstruiert wird, nimmt die Frau dezidiert wahr. Sie weist diese Systematik als geltend für sich zurück. Sie erkennt sie nicht an, stützt sie nicht und rechtfertigt sie nicht. Ihr Gerechtigkeitsempfinden bezieht sie aus der Wahrnehmung der Dysfunktionalität der Strukturen und deren lebenspraktischer Sinnlosigkeit im Wohnviertel. Sie muss sich hier mit den unterschiedlichsten Menschen auf der Ebene der Gestaltung des Zusammenlebens im Alltag auseinander setzen. Was z.B. als Klassenkampf oder Emanzipation von ihr – in Bezug zu großmaßstäblichen Dimensionen verlangt wird, würde sie nicht interessieren. Sie muss sich behaupten, Grenzen setzen und Ultimati stellen, damit sie über ihr Leben grundsätzlich mitbestimmen kann, im Mikromaßstäblichen und direkt zum Gegenüber.

Die direkte Kontrolle von Nähe und Distanz im Zusammensein mit anderen Menschen wird durch die Notwendigkeit für sich einzutreten „erlernt“. Die Heterogenität wird dabei nicht als Ethnisierung von Differenzen verarbeitet, weil die Kontrolle von Nähe und Distanz da ist. Die Frau hat sich als stark kennengelernt und trägt diese Stärke als die Persönlichkeit, die sie ist, weiter. Mit

den Strukturen setzt sie sich im Sinne von Recht und Unrecht auseinander, und verfügt über ein Empfinden dafür - in dieser Weise wird sie von der anderen jüngeren Frau in der Gruppe unterstützt. Diese erklärt ebenfalls ihre Lebenserfahrungen im Stadtteil und benutzt den Begriff „Brennpunkt“.

Auf die Frage, der Diskussionsleiterin, wo sie wohnen würde, sagt die Frau, dass sie „im andern Teil wohnt“, dass sie aber im „Brennpunkt“ groß geworden ist. Die Diskussionsleiterin stellt diesen Begriff, der als Zuschreibung und Stigmatisierung bekannt ist, in Frage, worauf die Frau entgegnete *„Da war schon ein Brennpunkt. Ich weiß wovon ich rede!“* – Die Erfahrung zu wissen, was Brennpunkt ist, und was es bedeutet im Brennpunkt groß geworden zu sein, ergreift sie als ihre Expertinnenschaft, nicht als Abwertung. Sie erkennt „Brennpunkt“ nicht als strukturelles Defizit, das sie bewältigen muss. Vielmehr eignet sie sich die Zuschreibung als ihren persönlichen Erfahrungshintergrund an, der sie mit den anderen Menschen in einer Stärke der gemeinsamen Erfahrung verbindet, nicht in Scham und Demütigung. Insofern wird sie nicht im Kontext der Zuschreibung entfremdet, sie entfremdet sich auch nicht von sich selbst, indem sie auf ein „Wir“ im Brennpunkt rekurriert.

Sie weiß, diese Realität zu ordnen und sich in dieser Realität zu behaupten. Diese Damen haben keinen Migrationshintergrund. Das ist strukturell möglicherweise sehr wichtig. Ihre Expertinnenschaft erklärt die jüngere Frau dann als Erfahrung der Stigmatisierung: *„Was? Da kriegen sie doch keine Lehrstelle von uns, um Gottes Willen!“* Die andere jüngere Frau ergänzt, dass sie umgezogen ist, und ihr Sohn in der Schule Probleme hatte: *„Wo haben sie gewohnt? Wo kommen sie her? – Da haben sie das so hingedreht, haben an der Intelligenz gezweifelt und wollten ihn in der dritten Klasse schon in die Sonderschule schicken.“* So ging es der anderen Frau auch mit ihrer Tochter. Die andere jüngere Frau erzählt ausführlich von der Situation, in der ihr Sohn von einer Lehrerin stigmatisiert wurde, und sie sich mit Hilfe des Ergotherapeuten „wehren konnte“. Der Ergotherapeut vermittelte, dass die hohe Intelligenz des Sohnes gemessen und an die Schule herangetragen wurde, so dass der Junge nicht in eine Sonderschule „abgeschoben“ wurde.

Die eine jüngere Frau nimmt dann wieder ihre Expertinnenschaft auf, was die Realität der Bildungsstrukturen anbelangt: Sie erklärt: *„Es gibt ja genug Eltern, denen es gleichgültig ist. Und das haben wir vielleicht nicht gelernt, damit umzugehen. Ich hab es zuerst gelernt, na Gott sei Dank, bei meiner Tochter, ja. Da hab ich den Unterschied kennenlernen dürfen. Ja und da habe ich immer weitervermittelt: kümmert Euch! Wenn die sehen [die Fachkräfte in den*

Bildungseinrichtungen], ihr kümmert Euch nicht...! Wenn was ist nach der Schule oder sonst was... Kümmert Euch! Weil sonst denken sie: Eure Kinder sind Euch gleichgültig. Hat ja nicht so gefruchtet bei mir, aber ich konnte es weiter geben.“

Ein eigener „Lernbereich“ wird erkennbar. Die beiden Frauen haben „gelernt“ mit dieser Realität umzugehen und darin ihre Existenz als selbstbestimmte Frauen zu ordnen. Sie sind beide alleinerziehend.

Mit der Realität der Kinder als Mutter zu lernen, setzt eine weitere Form von Stabilisierung in Kraft. Es entsteht eine Stärke als Mutter und Familie, in einem realen Lebenskontext - keine Enteignung der eigenen Existenz für eine optimale Freizeitgestaltung und behütete Kindheit der Kinder, damit diese später den gesellschaftlichen Erfolg ihrer Eltern wiederholen. Es entsteht im Gegenteil eine Form, die Existenzweise zu reflektieren. Die Frauen erleben sich nicht als Übermütter. Sie schieben den Strukturen nicht die Schuld zu, wenn es mit den eigenen Kindern nicht zum „Erfolg“ gereicht hat und wenn die Kinder, denen man ein gutes Selbstvertrauen geben wollte, weil das „impfen sollte“ gegen die Zuschreibungen doch, verführbar und insofern verletzlich und negativen Einflüssen ausgeliefert sind, die auch die Mütter nicht von ihnen fern halten können. Es wird aber immer noch differenziert die Persönlichkeit der Kinder wahrgenommen.

In dieser Form der Stabilisierung wird die Realität klar erkannt und Formen von Kraft, für eine Idee einzutreten und sich zusammenzutun, um sich zu stützen und sich Rat zu geben, entsteht. Wichtig ist es den beiden Frauen, für die Kinder einzutreten und nicht locker zu lassen, um Recht zu bekommen. Das Handlungspotential aus dem sie schöpfen können, beziehen sie aus der Lebenserfahrung und einer Lebensweise des Lernens, mit der eigenen Lebenssituation in der Realität umzugehen. Sie werden ständig mit Veränderungen und Herausforderungen konfrontiert. Ein alltägliches Einerlei, das Inspiration braucht, um nicht grau und entfremdend zu werden, entsteht hier nicht. Die Frauen lassen sich auch über die Zuschreibungen und die Stigmatisierungen nicht entfremden. Sie sind als Akteurinnen in Stand gesetzt. In ihrer Realität, als Mütter anderen Müttern Halt als Gesprächspartnerinnen und durch ihre Erfahrung zu geben, würde eine Dynamik der „Aneignung der Realität“ durch Frauen und Mütter etabliert werden können.

Diese Dynamik ist der Dynamik völlig entgegengesetzt, Frauen und Kinder zu marginalisieren und an die Schutzlosigkeit der Kinder vor den Übergriffen Erwachsener als „Eigenschaft der Kinder“ zu deklarieren bzw. die Eltern anzuklagen.

Es geht aber auch gerade nicht darum, Stärke und das Stabilisieren der eigenen Subjektivität zu personalisieren. Wenn Strukturen diese Übergriffe möglich machen, ist eine Dysfunktionalität der Strukturen zu erkennen, nicht aber eine „Schwäche“ der einzelnen Menschen, die nicht gelernt haben „sich zu wehren“. Die Dimension von Gerechtigkeit und dafür einzutreten, ist eine andere Dimension, als Gewalt, die den öffentlichen Raum erfüllt, bzw. eine Aneignung des öffentlichen Raums ermöglicht. Hier ist ein haarfeiner Unterschied zwischen - sich auf die Schulter laden, dass man selbst am eigenen Schicksal, das ein „sich selbst verlieren“ mit sich bringt Schuld ist und der Kraft „sich selbst in der Lebenssituation, die schwierig ist, mit anderen zusammen wiederzugewinnen-lässt erkennbar werden, dass Kreisläufe unterschiedliche Stadien haben können, die jeweils andere Interventionen sinnvoll werden lassen. Die Stabilisierung der Identität kann in einem lebendigen Kontext – kann, orientiert man sich an der Theorie (siehe Tabelle) einen negativen Kreislauf, im Sinne einer Entwicklung hin zu „Verlust der Partizipation/ Marginalisierung verhindern.

Die Bedeutung von Menschen mit „Inspiration“ in einem Stadtteil wird hier wieder erkennbar. Aus „negativ“ inspiriert sein von den Jugendlichen, ihrer Lebensweise und ihrer Sabotage an den Strukturen, kann eine Dauerbeschäftigung mit der Problemgruppe entstehen, so dass funktional eine Verstärkung der Problemgruppe und ihrer Handlungspraktiken entsteht.

Sowohl in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D) wie auch in den Gruppen „Ost-West“, „Historikerinnen“ und „Gerechtigkeit -ältere Frauen“ (Stadtteil A), werden die Jugendlichen als Problemgruppe markiert, „für die mehr gemacht werden sollte“. Wenn für jemanden etwas gemacht werden soll, entstehen wiederum Abhängigkeiten von Organisationen und Planenden, die ihre Spielregeln mitbringen. Die Aneignung der Probleme der Jugendlichen, um dann eine Beschäftigung der Jugendlichen durch andere zu fordern, marginalisiert die Jugendlichen. Sie wiederum die Probleme der Frauen und Kinder anzueignen und sie schützen wollen vor allen Gefahren, die im Stadtteil lauern, marginalisiert wiederum die Frauen und Kinder. Was bleibt, ist das Anziehen von Professionellen in den Stadtteil, was nicht grundsätzlich inspirierend sein muss, aber sein kann. Was noch in den Blickpunkt rückt dort fokussiert werden muss, sind strukturelle Dimensionen von Rücksichtslosigkeit gegenüber Familien und Menschen, die auf Transferleistungen angewiesen sind - auf unterschiedlichsten Ebenen - und eine repressive Intergenerationalität, die von einer zu stabilisierenden Vergangenheit ausgeht, d.h. von einer Vorstellung, wie die Welt

sein soll, die von einer Generation geprägt wird, die die Zukunft der heute jungen Menschen nicht mehr erleben wird.

In der Gruppe „Bleiben und Gehen Wollen“ (Stadtteil A) orientiert sich eine Mutter an der Möglichkeit den Stadtteil zu verlassen und andere Erfahrungen zu machen (siehe oben). Sie möchte ihr Leben in anderer Weise wieder in die Hand bekommen um selbstständig ihre Entscheidungen zu treffen.

Die Erfahrung, der Willkür anderer Menschen ausgeliefert zu sein und keinen Schutz im öffentlichen Raum zu haben, ist mikropolitisch zersetzend. Die Stabilität der Persönlichkeit und das Vertrauen auf den Halt im Zwischenmenschlichen geht verloren. Ähnliche Erfahrungen werden die Jugendlichen machen, die hier aufwachsen. Eine Frau aus der Gruppe „Historikerinnen“ deutet dies an.

Die Jugendlichen versuchen ihre Stabilität auf ihre Weise wieder herzustellen und lösen sich komplett von den öffentlichen Strukturen, von Recht und Ordnung. Das ist keine „Vererbung“ von Kriminalität, sondern eine Form der Erkenntnis des Versagens von Zwischenmenschlichkeit, die über „Integration und Repression“ nicht gesichert werden kann. Das Ordnen der Existenz und die eigene Existenz sind in diesem Modus des Miteinanders nicht erreichbar, weder für die Erwachsenen, noch für die Kinder und ebenso wenig für die Jugendlichen. Die Probleme der Jugendlichen dann zu den dringendsten Problemen zu machen, kann ein Versuch sein, den Modus „Integration und Repression“ gegen seine offensichtliche Dysfunktionalität doch zu erhalten und Repression zu stärken, um die eigenen, als mehrheitsgesellschaftlich erlebten Normen, durchzusetzen.

Wo keine anderen Begegnungsformen aktualisiert werden können, und „Inspiration“ als ein Blick nach außen nur Enttäuschung in Bezug zu den eigenen Möglichkeiten von Gemeinschaftlichkeit erzeugt, weil „die anderen nicht mitspielen“, findet ein Einschluss in das „Eigene“ weniger Menschen statt. Deren Wertesystem lässt die anderen als „Fremd“ erscheinen. Der Orientierungsrahmen „Integration und Repression“, wie er auch sehr stark in Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D) ausgeprägt war, „schließt“ aus durch Einschluss.

Inklusion und die Erweiterung des eigenen Handlungsrahmens, sich mit Menschen zu verbinden, sind nur erschwert möglich. Die Kontrolle von Nähe und Distanz fällt hier als Ordnen der Existenz im Miteinander, als „verbindende“ Aufgabe in der Gemeinschaft, weg. Es entstehen weder Nähe noch Distanz, weil sie nicht mehr am „eigenen Leibe“ wahrgenommen werden kann und weil gerade diese Wahrnehmung – im mikropolitischen Bereich der Existenz -nicht mehr erreichbar

ist oder „abgewertet“ wird und als „ohnmächtig“ erscheint. Gerade, wenn man sich im Kampf mit, für oder gegen die großmaßstäblichen Kräfte der Sozialpolitik, des Städtebaus, der Kommune usw., als „machtvoll“ und „sich wehrend“ und „mitsprechend“ beschäftigt. In der Weise kann das Miteinander im Modus der Orientierungsrahmen, die dort gelten, als hierarchische Gremienstruktur mit entsprechen Positionen stattfinden, muss aber nicht zwingend so stattfinden. Andere Rahmungen des Sprechens über die eigene Existenz in einem Stadtteil sind vorstellbar, und damit andere Orientierungsrahmen, um sich miteinander zu verbinden, wie sie z.B. von der Gruppe „Gerechtigkeit-jüngere Frauen“, konstruiert wurden.

Die alleinerziehende Mutter mit Migrationshintergrund aus der Gruppe „Bleiben und Gehen Wollen“ (Stadtteil A) kaschiert das Versagen der Strukturen nicht, sie versucht individuell eine Lösung zu finden, sich und ihre Kinder zu schützen – aber sie hat niemanden, der diese Situation des Versagens der Strukturen mit ihr ordnet und in die Öffentlichkeit bringt. Sie findet in dem Stadtteil keine Gesprächspartner_innen mehr. Es war deutlich in der Diskussion erkennbar, dass sie nur mit der Unterstützung der Diskussionsleiterinnen in das Gespräch integriert werden konnte. Was sie zu sagen hatte, konnte sie nur in Bezug zum Außenblick schildern, der aber nicht ihr eigener ist, sondern der der Zuschreibung. Die Innenperspektive kann sie mit den Menschen um sich herum nicht mehr austauschen.

Eine Frau aus der Gruppe „Historikerinnen“ beschreibt selbst ihr Hadern damit, dass sie nicht weggezogen ist. Sie beschreibt ihre Enttäuschung darüber, dass in anderen Stadtteilen in anderen Städten etwas möglich ist an „Nachbarschaftlichkeit“, das hier trotz jahrelanger Aktionen nicht erreicht werden konnte. Die Dame aus Gruppe „Historikerinnen“ erkennt sich als partizipierend. Sie handelt und arbeitet in den Gremien mit. In einem bestimmten Moment, wo sie begreift, dass sie von „unterstützenden Strukturen“ verlassen ist und andere Menschen in anderen Städten gute Möglichkeiten bekommen können, als Nachbarschaft gut zusammen zu leben, so wie sie es sich auch als gut vorstellt und wo sie sich in dem Sinn ihres Engagements wiedererkennt, schildert sie ihren Zusammenbruch. Eine Ohnmacht trotz Gremienarbeit und Mitarbeit, und Integration in die Strukturen von AGs ist in dem Moment zu verkraften, wo die eigene Identität und die Hoffnungen und Wünsche, das Mikromaßstäbliche ihrer Existenz, auf sie selbst und auf sie allein zurückfällt, ist in dem Modus „Integration und Repression“ nicht zu ordnen. In diesem Moment kann in Bezug zu einem

anderen Habitus des miteinander Sprechens die „Aneignung der Realität“ aktualisiert werden, nicht mit dem Ziel die Realität verändern zu müssen, sondern sich zunächst in seiner Akteur_innenschaft zu stabilisieren.

Die älteren Frauen der Gruppe „Gerechtigkeit - ältere Frauen“ (Stadtteil A) verlieren ihre Partizipation in dem Moment, in dem sie darstellen, dass sie nach 17 Uhr bzw. im Winter nach 16 Uhr nicht mehr das Haus verlassen. Sie nehmen es in ihre Verantwortung, sich in Sicherheit zu bringen. Die Gefahr im öffentlichen Raum hat eine jüngere Frau „Gerechtigkeit - jüngere Frauen“ als ein Problem der Strukturen und der Polizei beschrieben. Der Ohnmacht der Polizei, im Fall der Verletzung ihres Sohnes durch einen jungen Mann mit Migrationshintergrund, musste die Mutter offen ins Auge sehen. Der Sohn wurde beim Müllwegbringen von einem jungen Mann einer bestimmten ethnischen Gruppe geschlagen, so dass das Nasenbein gebrochen war. Der Sohn hatte seine Mutter über die Ursache im Unklaren gelassen. Als die Mutter von einer Bekannten den eigentlichen Vorfall der Körperverletzung geschildert bekam, ist sie zur Polizei gegangen. Sie hat gesagt, dass sie für „Gerechtigkeit“ ist, aber sie erkennt auch die Realität in ihrer Eigengesetzlichkeit. Als sinnvolle Strategie seitens der Ordnungshüter wurde ihr vermittelt, gegen den jungen Mann, keine „Anzeige gegen Unbekannt“ zu stellen, weil der Polizist antizipiert hat, dass die Familie dann „das ganze Pack am Hals“ haben würde. Wo hier noch eine strukturelle Dimension der Gefahr im öffentlichen Raum erkannt wird, die Polizei versucht Strategien zu entwickeln, Gewalt nicht zum Eskalieren zu bringen, ist in der Strategie der älteren Frauen bereits eine Marginalisierung ihrer Existenzweise eingetreten. Sie werden in ihrer Angst und Sorge nicht einmal mehr öffentlich. Sie ziehen sich in ihren Wohnungen zurück. Was in diesem Fall auch eine sinnvolle Strategie ist. Die Auseinandersetzung mit der Realität geht verloren und ein Verlust der eigenen Selbstbestimmtheit tritt ein. Die öffentlichen Räume, die geteilt werden können, werden dann kleiner.

In Gruppe „Ost-West“ (Stadtteil A) nehmen die Frauen in ihre Verantwortung, die Drogenspritzen wegzuräumen, die Jugendliche in der Nacht in den Treppenhäusern hinterlassen. Es könnte sein, dass sie in diesem Handeln die dysfunktionalen öffentlichen Strukturen nicht in deren Ohnmacht erkennen zu müssen. Dabei verlieren sie aber die Realität aus den Augen, ihre Realität. Sie eignen sich die von anderen Stadtteilbewohner_innen an und versuchen „in deren Namen“ die Aktionen durch zu führen. Sie identifizieren sich mit den übergeordneten Strukturen und deren Dysfunktionalität – was die scheinbar in den Strukturen am aktivsten erscheinenden Personen, als Akteur_innen sich selbst

gegenüber, und der Realität gegenüber entfremdet. Bevor der Skandal nach außen getragen wird, werden die Drogenspritzen weggeräumt, damit es zum einen nicht zu einem Unfall kommt, wenn am Morgen Kinder im Treppenhaus damit spielen, und, damit zum anderen diese unhaltbare Situation dem Stadtteil in der Öffentlichkeit nicht ein noch negativeres Image beschert.

Das ist ganz sicher eine gute „Strategie“. Es muss schnell und effektiv gehandelt werden. Das tun die beiden Frauen - ohne Zweifel. Daran ist auch keine Kritik zu üben. Zu fragen wäre, was tun die beiden Frauen für sich? Nehmen sie sich selber in der „Realität der Strukturen“ in ihren Aktionen, noch wahr und erleben sie sich als „stark“ oder erschaffen sie sich eine Illusion von Macht, um Aktivität als Kontrolle wieder zu erlangen.

In dieser „Realität der Strukturen“ nicht der „Realität der Menschen“ in diesem Stadtteil wird auch die Dynamik der dominatorischen Männlichkeit dysfunktional strukturiert: sexuelle Gewalt von Männern gegen Frauen, sogar im eigenen Wohnraum einer Frau - ein Mann dringt in den Wohnraum der Frau ein und vergewaltigt sie -, wird mit dem Einbau stärkerer Wohnungstüren beantwortet. Das Problem, war schon immer da, so die Beschreibung einer Frau in „Historikerinnen“ und bleibt auch dann da, wenn auf der Ebene der Strukturen Frausein als Eigenständigkeit, Integrität und Stärke in der Gesellschaft nicht respektiert wird - das hat mit den Türen wenig zu tun. Aufgrund der „Realität der Strukturen“, die Nachbarschaft über Mieter_innenschaft und Wohnraumereignisse bündelt, lässt sich „hier aber was machen“, nämlich Türen auswechseln.

Dass weiterhin Frauen und Kinder außerhalb ihres Wohnraums Belästigung und sexualisierte Gewalt erfahren, wird in der „Realität der Strukturen“ nicht beantwortet. Es kann kein Orientierungsrahmen etabliert werden, der die Differenzlinien zwischen Mann-Frau, Erwachsenen-Kinder, Starke und Schwache bearbeitbar macht, z.B. im Kontext von Begegnungen und Bewegungen. Die „Realität der Strukturen“ impliziert möglicherweise ebenfalls eine dominatorische Männlichkeit, wenn auch nicht im Sinne sexualisierter Gewalt, sondern eher im Sinne von Machtpositionen.

Es wird von der Gruppe „Historikerinnen“ (Stadtteil A) die Idee konstruiert, dass die Eltern schuld seien, wenn mit ihren Kindern etwas passiert, weil sie sie sehr lange alleine lassen und vernachlässigen, was als Problematik der „anderen“ Eltern beschrieben wird. In diesem Kontext wird die Gefahr, in der Kinder in diesem Stadtteil sind ethnisiert: „ich hatte gedacht, dass die sich mehr um ihre Kinder kümmern“. Dass Eltern ihre Kinder vernachlässigen ist eine andere Sache.

Sie hängt nicht erst mit der Gefahr durch sexualisierte und andere Gewalt gegenüber Kindern und Frauen zusammen. Die Form, Strukturen in ihrer Dysfunktionalität zu hinterfragen, die solche Gefahren hervorbringen, muss jedoch erst in der Konstruktion eines „neuen“ Orientierungsrahmens – Integration und Repression verstärken die Dysfunktionalität - was das „miteinander Ordnen“ der Existenzweise in diesem Stadtteil betrifft, geschaffen werden.

Im Rekurs auf großmaßstäbliche Dimensionen werden implizit und explizit noch die einzelnen Menschen als Individuen für ihre Lebenssituation verantwortlich gemacht, in dem Sinne, dass strukturelle Defizite als Probleme der einzelnen Menschen personalisiert werden. Das geschieht auch häufig im Kontext und durch die Stabilisierung des Kontexts von unterstützenden sozialen Praktiken, die sich an den Lagen der Menschen als Persönlichkeiten und Personen abarbeiten und den Rahmen der Strukturen, den Bezug zum Großmaßstäblichen, dessen Effekte in das Miteinander einwirken, unbedacht und unberührt lassen.

Zwei Frauen der Gruppe „Historikerinnen“ (Stadtteil A) schildern ihren Versuch, das Jugendzentrum, wie es zur Zeit der eigenen Jugend bzw. zur Zeit der Jugend der eigenen Kinder belebt war, für die Jugendlichen heute wieder auf die gleiche Weise funktionieren zu lassen. Sie bieten ihre ehrenamtliche Tätigkeit im Jugendhaus an. In der eigenen Entfremdung, für den Stadtteil etwas zu tun, ohne sich mit den Betroffenen zu verständigen, und in der Entfremdung in Bezug zu Vorstellungen „wie es sein sollte, weil es damals so gut war“, verfehlen sie Realität. Zudem ecken sie an der „Realität von Strukturen“ an, die solche spontanen Aktionen nicht in ihre Handlungsmuster und ihre Selbstverständnis einbauen kann. In diesem Sinne erreichen Akteur_innen wiederum nicht die Realität und erschaffen eine Parallel- Struktur.

In diesem Stadtteil spielt sich das öffentliche Sprechen in Organisationsstrukturen ab. Es gibt verschiedene Arbeitsgruppen, Gremien, etc. Dieses Sprechen dominiert auf repressive Weise. Ähnlich wie in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“, wird das Mitsprechen in den Gremien eingefordert. Der Bezug zu dem Ideal des Sprechens in Gremienstrukturen lässt keine Gesprächs- und Identitätsräume in Ko-Konstruktion zwischen den Menschen entstehen. Es gibt Vorgaben, wie man zu sein, sich einzuordnen hat und vor allem, dass man mitzumachen hat.

Dass diese Form des Miteinanders nicht dafür offen ist, Menschen in der Verschiedenheit ihrer Existenzweisen anzuerkennen und ihnen eine Rahmung des Ordens zu geben, liegt auf der Hand. Doch zu dem, dass diese Gremien

Versammlungen von Menschen und Öffentlichkeit herstellen, kommt, dass sie bestimmte großmaßstäbliche Werte und Normen unhinterfragt lassen. Obwohl in diesem Stadtteil diese Werte und Normen solche sind, die für die Menschen und ihre Existenzweisen negative Effekte haben. Zu den Versammlungen zu gehen bedeutet, diese Bezugspunkte zu akzeptieren. Zu den Versammlungen nicht zu gehen bedeutet, diese Bezugspunkte nicht zu akzeptieren. Mehr Austausch ist dann nicht möglich.

Die Form, im Gespräch in Bezug zu einem von sich selbst externen repressiven Ideal zu sprechen, das durch den Kontext des „Aktivseins im Rahmen einer Organisation“ definiert wird, wird in der Gruppe „Ost-West“ stark ethnisch gefärbt. Es kommt im Gespräch fast zur Eskalation. Es findet auf massive Weise eine Zuschreibung zur Gruppenzugehörigkeit zu einer Sprechenden und ein Annehmen der Zuschreibung durch die Sprechende statt. Die eine Frau erklärt, dass es Strukturen gibt zu partizipieren, seine Anliegen zu schildern, die dann in einer Sitzung protokolliert werden, Farbe für die Gestaltung der Treppenhäuser auszusuchen und immer wieder dem Vermieter-System zu sagen, wenn etwas nicht funktioniert. Diese Frau spricht die andere Frau(sie hat Migrationshintergrund) an, dass es gerade ihre „Landsleute“ sind, die man da nie sieht. Die Frau mit Migrationshintergrund wehrt sich massiv gegen die Zuschreibung und deckt die Spaltung auf. Zunächst war sie „Mitdiskutierende“, plötzlich wird sie zugeordnet. Sie beginnt dann ihre „Landsleute“ zu verteidigen, die eben die Sprache nicht so gut können und sich nicht ausdrücken können. Sie kommt in eine Situation von Scham und Rechtfertigung. Andererseits postuliert sie, dass man ethnische Zuschreibungen nicht machen darf.

Es gab etwas zu lesen für die Mieter_innen, was von vielen nicht gelesen wurde, so dass „damit“ Partizipation nicht stattfinden konnte. Dass das für Menschen aus anderen sprachlichen Gemeinschaften schwer ist, mit dem Lesen und dem Teilnehmen an Gesprächskreisen, liegt auf der Hand. Dass Menschen aus anderen Kulturkreisen, solche Arbeitskreise und ihre Position darin befremdlich finden, kann man sich auch vorstellen. Diese Dysfunktionalität von Partizipationsangeboten wird aber nicht in Frage gestellt, vielmehr wird ein Konzept von der anderen Frau dargestellt, dass die Landsleute mit „ihren“ Landsleuten über Belange des Wohnens sprechen sollen, insbesondere wenn es um die Regulierung des Sozialverhaltens im Sinne von Ordnung und Ruhe geht. In diesem Kontext von Zuschreibung und Repression, verliert jegliche Begegnung zwischen Menschen, die den Selbstwert der Menschen und ihren Zugang zur

Akteur_innenschaft stabilisiert ihren Sinn. Die Herstellung von Miteinander verläuft ohne persönlichen Bezug. Nur gegebene, übergeordnete, repressive Strukturen werden für das Miteinander aktiviert. Wenn die Kontrolle von Nähe und Distanz über den Rekurs auf übergeordnete, repressive Strukturen (Ideale der Mehrheitsgesellschaft) verlagert wird, werden Menschen eher gegängelt als wertgeschätzt. Es gibt aber Strukturen von Miteinander, die nichts mit den Strukturen von Verwalten zu tun haben.

Ähnlich, wie der Mann aus der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D), der sich hinter seinem Sichtschutz verschanzt und nur noch beobachtend auf das sieht, was sich auf der Bank vor dem Haus tut, und Vorstellungen von „Nachdenken“ entwickelt, werden die Beziehungen der Menschen untereinander in weite Ferne gerückt. Man selbst hat damit nichts mehr zu tun. Gremienstrukturen und ihre Funktionalisierung von Beziehungen können einen solchen „Sichtschutz“ darstellen; man ist dahinter verborgen und wird nicht erkannt, und kann nur noch über das Nachdenken über die Menschen am öffentlichen Raum teilhaben. Sicher kann man sich für die Menschen, je nach Macht- und Einflussbereich viele tolle Sachen ausdenken. Dass die Menschen aber selbst Kraft und Ideen haben, fällt einem dann gar nicht auf. Wird der Macht- und Einflussbereich eines Gremiums so stark, weil er z.B. das Scheitern der Schutzfunktion der Polizei ersetzen muss oder mangelnde Versorgung mit Bildung ausgleichen muss, dann kann man sich unendlich viel ausdenken, was und wie Menschen sein sollen.

Es erscheint dann als großzügig, ein Budget zu vergeben, das die Menschen gemeinsam für ihre Anliegen verwalten sollen. Dadurch, dass man nicht „mitspielt“ bzw. die eigene Existenzweise sehr inklusiv für sich selbst und Andere exkludierend lebt, erlebt man seine Präsenz als z.B. Funktionär_in oder Professionelle_r als „übergeordnet“.

Entsprechende Begegnungsformen etablieren sich dann, die Spaltungen zwischen Gruppen verursachen. Diese Spaltungen entstehen aber nicht durch einen kulturellen Hintergrund und differente Wertvorstellungen, sondern durch die eine Perspektive, die permanent präsent ist, und die sich als dem Leben der anderen Menschen als „übergeordnet“ darbietet. Diese Falle des „Sprechens über die Probleme andere Menschen“ - zu denen man nicht gehört - ist anders als die Dysfunktionalität der Strukturen als ideologische, bipolare Aktionsfelder (s.u.). Sie erzeugt eine Abhängigkeit der „Untergeordneten“ von den „Übergeordneten“ und

es entsteht Scham, durch diese hierarchische Konstruktion. Menschen aus dem Stadtteil, können auf diese Weise funktionalisiert werden.

In der Position als Projektleiterin und Forscherin sprachen wir mit den Frauen aus Gruppe „Ost-West“. Im Laufe der Diskussion wendete sich die Dame mit Migrationshintergrund direkt an uns. In der Dramatik des Gesprächs fragt die Diskussionsleiterin, die andere Frau, die plötzlich erklärt hat, dass sie sich ärgert, dass sie damals, als es noch ging, den Stadtteil nicht verlassen hat, *„Weil es hier so kompliziert ist?“* Die Frau mit Migrationshintergrund nimmt diesen Begriff „kompliziert“ auf. Dabei lacht sie, so dass sie diese „Zuschreibung“ von Außen, aus der Perspektive einer „naiven Betrachterin“, die verstehen möchte, zwar aufnimmt, aber sie gleichzeitig zurückweist und verhöhnt. Sie bietet ihre Deutung an: *„Überall gibt es Reibungen. Wir haben etwas Besonderes hier, weil hier sehr viele Hochhäuser stehen und weil es sehr viele Kinder gibt. Außerdem sieht man die Probleme besser.“*

Die Frau stellt die These auf, dass man hier die Probleme besonders sieht, weil die Bebauung sehr dicht ist. Die Bedeutung von Stadtplanungskonzepten und Architektur spielt hier in das Deutungsmuster der Probleme hinein, ähnlich wie in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D). Die Frau deutet auch an, dass die Forscherinnen auch deshalb nun hier sind und das Gespräch führen. Die andere Frau erklärt, dass die Forschung von der Evangelischen Kirche ausgeht.

Die Frau mit Migrationshintergrund ist mit ihren Fragestellungen dort, wo sie in der Offenheit, über ihren Stadtteil zu sprechen, wie es in der Situation des Gesprächs der Forscherinnen Sinn macht, mit der eigenen Scham konfrontiert wird, darüber zu sprechen. Sie muss für sich selbst, um diesen - von ihrer Sicht aus, und das ist absolut nachvollziehbar - „voyeuristischen“ Blick ordnen zu können, einen Sinn konstruieren. Sich als Bewohner_innen eines Problemstadtteils zu erkennen zu geben und sich so „anblicken“ zu lassen, verarbeitet sie, wo sie gegen die dreifache Entfremdung von Migration, Zuschreibung und Forschungs-„Objekt“, ihre Empfindungen aktualisiert. Sie rekonstruiert: *„im Rahmen von soziale Stadt gibt es noch Geld, da kann man dann wahrscheinlich auch hier, was machen.“*

Entgegen dem „zu Verstehen versuchen“, wie es in der Gruppendiskussion als Forschung angelegt ist und für die Forscherinnen und deren Auftraggebende wichtig ist, konstruiert sie für sich ein positives Ziel für ihre Offenheit und die Preisgabe von sich selbst und ihrer Existenzweise als „Problem“. Die Diskussionsleiterin sagt, dass es jetzt nicht um „Soziale Stadt“ geht.

Darauf fragt die Frau die Diskussionsleiterinnen herausfordernd: *„Aber sie können dann was bewegen, oder? Nee?.. Was ist das Ziel des Ganzen... Was machen wir hier? Nur Sprechen? Wo ist das Ziel, was wir machen. Was wollen Sie machen?... Das habe ich aber so verstanden, dass sie den Politikern weitegeben, wo was drückt und dass sie ein Bild von der Situation schaffen...“* An einer anderen Stelle, wo die beiden Frauen die Kriminalität im Viertel ansprechen, entgegnet die Dame noch einmal in einem aggressiven Ton, als die Diskussionsleiterin nach Details fragen: *„Was wollen Sie hören!“* Sie schildert, dass sie mit dem Polizisten gesprochen hat und der gesagt hat, dass die Kriminalität in diesem Stadtviertel „durchschnittlich“ sei. Hieraus etwas Spektakuläres zu machen, mit dem man das Gespräch und die Problematik anheizen könnte, antizipiert sie in ihrer Konstruktion. Was hier deutlich wird, ist, dass hierarchische Positionierungen mit dem Forschungsprozess unabdingbar geschaffen werden. Soziale Positionen werden zugeschrieben. Darauf bezogen, werden Orientierungen aktualisiert. Sich gegen die Problemlösungsstrategien einer Gesellschaft zu wenden, die entfremdend sind, um die Menschen zu „Objekten“ ihrer wissenschaftlichen oder stadtplanerischen oder sonstiger Gedanken zu machen, und sich in seinen Empfindungen immer wieder zu aktualisieren, ist eine unglaubliche Stärke. Der Blick von außen, wie ihn die Forschenden ins Feld mitgebracht haben, kann ebenso wie der Blick funktionieren, der hinter dem Sichtschutz hervorkommt, der keine Einblicke gewährt, aber einen Ausblick auf etwas Fremdes und Anderes, bei dem man nicht mitspielt. Was dieser Ausblick erzeugen kann, bleibt ungewiss. Es geht wiederum um ein anderes Spiel als das der Organisationen und Aktionen. Ein „Mitspielen“ im Feld im Sinne von „en jeu“ wäre jeweils etwas anderes.

Die Dichte der Wohnsituation und der häufige Wechsel in der Nachbarschaft, wird in den Gruppen Ost-West“ und „Historikerinnen“ (Stadtteil A) beklagt, es lässt sich keine „Gemeinschaft“ errichten, wobei die Frage ist, nach welchen Maßstäben. Eine Gemeinschaft, die allein an der Situation von Mieter_innenschaft und Multikulturalität ausgerichtet ist, verliert ihre Lebendigkeit. Ebenso verliert in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D) das „im Stadtviertel“-leben seinen sozialen Wert, wenn es nur darum geht, das Stadtviertel in seiner architektonischen Entwicklung im Kontext der Diskussion mit der Politik wahrzunehmen. Auch die Mieter_innenschaft immer im Kontext der Diskussion mit der Politik zu sehen, kann den eigenen scheinbar „machtvollen“ Kampf mit den großmaßstäblichen Kräften illustrieren, jedoch um den Preis Beschämung derer,

die nicht daran teilnehmen. Eine Realität, um darin im Kontext von Sozialraum und für alle geöffneter Öffentlichkeit zu beleben, wird dabei nicht erreicht.

In der Gruppe „Ost-West“ wie auch in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ wird jeweils eine Beschämung den Personen gegenüber ausgesprochen, die nicht in dem Gremium sind. Aber genau diese beiden Frauen, eine Frau mit Migrationshintergrund in Gruppe „Ost-West“, eine Frau in der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“, die über die Beschämung durch den „Reichtum“ im Viertel erzählt, müssen sich, zum einen für die Gruppe der „Landsleute“, die nicht „mitmachen“ und zum anderen als eine Bewohnerin selbst, die „nicht mitmacht“, rechtfertigen und demütigen lassen: *„Was hat es Ihnen jetzt gebracht hier zu sein“*, fragt eine Teilnehmerin der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ die Dame, am Ende der Diskussion. *„... Sie konnten noch nicht in die Bürgerinitiative kommen, aber Sie wollten das hier jetzt mal ansprechen... Erwarten sie sich was davon? Indem sie das hier ansprechen? Also, dass man sich zusammentut oder in der Bürgerinitiative darüber spricht oder...“* Die Dame antwortet: *„Also ich bin jetzt einfach erwartungslos hingegangen... und das war einfach meine Absicht zu erzählen und zu schauen, wie sieht's aus, was erzählen andere. Meine Absicht ist natürlich, dass man was bewegen könnte, wenn man darüber redet.“* Schließlich sagt die Dame, dass sie desillusioniert ist und gar nicht weiß, ob sie irgendwas erwarten kann. Das Gespräch endet damit, dass die Frau, die in der Bürger_inneninitiative ist, direkt nach dem Wort „desillusioniert“ anschließt und fachfrauisch aufzählt, wie viele Kontakte es zwischen dem Gremium und der Baudezernentin gab.- Eine Vermittlung von Zugangsweisen zum Stadtteil als vielfältig erlebter und gestaltbarer Raum, nicht nur in Bezug zu Gentrifizierung oder als bipolare Aktionsfelder von Bewegungen, sowie eine Vermittlung von Interessengruppen, scheint hier Sinn zu machen.

Durch Gremien stark durchdrungene Stadtteile scheinen einen Effekt entstehen zu lassen. Menschen können in ihren eigenen, spontanen, nicht organisierten Aktionen ausgelöscht und in ihrer Akteur_innenschaft „ausgebremst“ werden. Dass das nicht der primäre Sinn von Organisationen sein kann, ist offensichtlich. Dass aber der Prestigegewinn und eine Positionierung in der Öffentlichkeit durch Aktionen über Organisationen vermittelt, für Menschen interessant ist, die sich hierarchisch und von außen positionieren möchten, und eine bereits höher stehende Position haben, wenn sie die Positionen beanspruchen, ist das Fatalste, was für die Menschen im Stadtteil passieren kann.

In der Gruppe „Baukultur und Sozialverhalten“ (Stadtteil D) sind die Effekte noch relativ „harmlos“. Eine Frau aus der Gruppe „Historikerinnen“ erzählt ihre Lebensgeschichte im Stadtteil und legt damit diese unkaschierten Kontexte offen. Mit dieser Darstellung möchte ich schließen.

Eine Frau, die sich in ihrer Identität mit Stolz auf ihre Gruppe bezieht, erzählt von den vielen Aktionen, die sie im Laufe ihres Lebens im Stadtteil A bereits mit der Gruppe zusammen unterstützt hat. Die Möglichkeit, dass sie als Gemeinschaft Räume, die im Stadtteil zur Verfügung stehen, nutzen können, wird ihnen nicht gegeben. Mehr noch als dass die Gemeinschaft stigmatisiert wird, wird sie marginalisiert. Wenn ihrer Gemeinschaft Räume gegeben werden, beschweren sich andere aus dem Stadtteil, dass sie nun die Räume nicht nutzen können, obwohl sie zu dieser Zeit gar nicht genutzt worden sind. Die Möglichkeit, Räume für sich zu nutzen, wird der Gemeinschaft verwehrt, mit der Erklärung, dass die Räume doch nicht zu mieten sind oder dass der Schlüssel weg ist. Diese Gemeinschaft eckt an. An welche Ecke sie aneckt, ist zu systematisieren. Der Stolz auf die Gruppe, - nicht die Scham dazugehören und sich für die „Landsleute“ rechtfertigen und für deren „nicht Partizipieren“ schämen zu müssen, die sich dann frustriert zurückziehen, sondern ein lebendiges, inspirierendes Miteinander immer wieder zu gestalten und den öffentlichen Raum zu beleben, wird dieser Gruppe genommen. Im gleichen Zuge werden der Gruppe die Identität und die Akteur_innenschaft weggenommen. Es herrschen die Prinzipien einer Dominanzkultur, die von der Öffentlichkeit und ihren Repräsentationsorganen getragen wird:

Die Frau erklärt, dass sie aus einem Verein ausgetreten ist, weil sie im Zuge einer Aktion, die unter anderem von ihrer Gemeinschaft getragen wurde, die beinahe an dem Vereinsvorsitzenden gescheitert wäre, dann aber total erfolgreich war, komplett „ausgeblendet“ wurde. *„Wir haben uns wirklich so viel Mühe gemacht, wir haben uns so angestrengt und die Leute, die sich angestrengt haben, sind nicht in die Zeitung gekommen, die sind nicht geehrt worden, die haben nicht die Lorbeerblätter kassiert“*, erklärt sie. In der Zeitung war der Vereinsvorsitzende abgebildet, wie er einen Scheck überreicht. Es geht der Frau nicht darum, „Lorbeerblätter zu kassieren“. Aber so in der eigenen Engagiertheit ignoriert zu werden und durch die Aktionen und deren prestigeträchtiger Verwertung, den Strukturen noch zuzuarbeiten, die sie wiederum ausschließen und in ihrer Präsenz marginalisieren und dominieren, ist eine tiefgreifende Erfahrung in dieser Gesellschaft, die Verzweiflung entstehen lässt. Sie fasst ihre Erlebnisse als die

Persönlichkeit, die sie voll und ganz und mit Stolz ist, in dem Stadtteil mit folgenden Worten zusammen:

„Es kommt mir so vor, dass jedes Mal wenn wir etwas machen, einer von hinten dran steht mit einem Gummi und uns zurückzieht. -„Hallo langsam, nicht so schnell, ja?!“ - Wir könnten ja vielleicht übermütig werden...“

Diese Aktivität und Inspiration, die als Lebendigkeit eine besondere Form von Akteur_innenschaft darstellt, auch in anderen Diskussionen, kippt aus den dargestellten Orientierungsrahmen heraus. Diese Dynamik des Ordnen kann nicht „eingefangen“ werden, sie blitzt in den Gesprächen nur kurz auf und ist an die Persönlichkeiten gebunden und nicht an einen Habitus. Sie hat mit der Erweiterung von Orientierungsrahmungen zu tun, bzw. dem Wunsch sich neu und anders zu orientieren, als es in der gegenwärtigen Konstruktion des Miteinanders als Ordnen der eigenen Existenz möglich ist. Es hat daher Logik, dass das Aufblitzen noch nicht in einen Habitus eingebunden ist. Die Dynamik ist aber besonders hervorzuheben und weiter zu verfolgen.

Von der Theorie aus gesehen, sind Prozesse, sich wiederzugewinnen, sich Realität anzueignen und darauf bezogen zu handeln oder aber strukturelle Defizite nicht/oder doch auf seine eigene Person zu laden, minimal oder maximal. Formen von Akteur_innenschaft, die den eigenen Habitus verändern und Orientierungsrahmen durch weitere Kontakte, neue Bereiche, sich miteinander zu verbinden, zu erweitern sind besonders hervorzuheben. Sie sind in diesem Sinne maximal.

4. 4. ZUSAMMENFASSUNG

Im Sinne der Sprache der entstandenen Theorie lassen sich folgende „zu vermeidende Aspekte“ formulieren:

- Entfremdungen durch Zuschreibungen jeglicher Art
- Spaltungen und Zuschreibungen als Beschämung der einen, für die etwas „getan werden muss“ vermeiden,
- alle müssen das Gleiche tun und für „alle gleich“ vorbereitete Belustigungen vorhalten,
- sich anderer Leute Probleme aneignen und sich darum kümmern, um sich machtvoll von den Problembeladenen abzuspalten
- oder seine Kraft aus „früher war alles besser“ schöpfen und andere darin entfremden und marginalisieren, und sich schließlich selbst an dysfunktionalen Strukturen aufreiben

- Entfremdung durch repressive Strukturen von Miteinander als Gremien und AGs

Aktionen, die direkt von Menschen und ihren Wünschen, sich miteinander zu verbinden ausgehen, sind am funktionalsten dafür, sich selbst in der eigenen Existenzweise zu stabilisieren und wiederum sich darüber „einzubringen“. Von sich zu erzählen, erkennbar zu sein, sichtbar zu sein und öffentlich zu sein bedeutet nicht entfremdet zu werden. Bewegungen und Aktionen können insofern entfremden, als dass sie wiederum einerseits homogenisieren und für alle das Gleiche anbieten, als Gemeinschaftsorientierung, und andererseits Differenzlinien erzeugen (zwischen Armen und Reichen, Männern und Frauen, zwischen Helfenden und Hilfsbedürftigen, zwischen Mieter_innen und Vermieter_innen, zwischen Baulöwen und Anwohner_innen, zwischen Politiker_innen und Bürger_innen, etc.)

Diese Strukturen in ihrer Funktionalität und Dysfunktionalität zu betrachten und in den Blick zu nehmen und nicht „irgendwelche“ Aktionen, um der Aktion willen anzusteuern und Menschen dafür einzuspannen, wäre wesentlich, wenn es darum ginge, Akteur_innenschaft in den Mittelpunkt der Wahrnehmung eines Stadtteils zu rücken.

Insgesamt kann sich die Akteur_innenschaft parallel zur Kontrolle über Nähe und Distanz im Laufe eines Lebens verändern. Dafür kann man, wenn man sich mit der Existenzweise anderer Menschen auseinandersetzt und sich einfühlt, einen Blick bekommen. Faktoren des Stadtteils und strukturellen Vorgaben der Kommunen und der Sozialpolitik, Verkehrspolitik oder Wohnraumpolitik kann man in einem Zusammenhang sehen, mit Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlichen Geschlechts (das konnte hier nicht herausgearbeitet werden) und Unterschieden, die sich als ökonomische Einkommensweise und „als mit oder ohne Migrationshintergrund“ auf verschiedene Weise etablieren können. Ob und welche Bürger_inneninitiativen dafür wichtig sind, wen sie mit welcher Ansprache durch Partizipation einzuschließen und zu entfremden oder durch ihre Organisationsstruktur ausschließen könnten, ist ein Kontext, der genauer betrachtet werden muss.

Wie bereits dargestellt, kann man am Habitus einer Person nichts ändern und auch nicht am Habitus einer Gruppe. Wesentlich ist es aber, vielfältige Zugänge zu weiteren Erlebnisbereichen im Leben zu haben, die eine Inspiration für die Menschen darstellen können (siehe Kreislauf: Bewohner_innenstruktur). Ein Bereich der Öffentlichkeit, als öffentlicher Raum, im Sinne eines gemeinsam zu

gestaltenden Aktionsrahmens, der nicht strukturell mit Anliegen nach Dominanz einzelner Gruppen überfrachtet ist, kann als wichtiger Bezugspunkt für eine Erweiterung der Ordnungsformen von Menschen miteinander angelegt werden. Dieser öffentliche Raum kann gewiss auch architektonisch unterstützt werden. Hier werden Dynamiken von Kreisläufen erkennbar, die noch weiter gedacht werden müssen, als ich es hier dargestellt habe.

Formen entfremdender Gremienarbeit oder einer Arbeit von Arbeitsgemeinschaften, was nicht grundsätzlich „entfremdend“ sein muss, entstehen, wenn sich hierarchische Gebilde, die die Strukturen der Zuschreibung und der entfremdenden Stabilisierung über Ausschluss, Diskriminierung, Stigmatisierung und Marginalisierung von Gruppen „im Kleinen“ widerspiegeln, weiter fortsetzen und als Partizipation und Demokratie getarnt sind. Eine Beteiligung an den Strukturen, die über die mehrheitsgesellschaftliche Moral und entsprechende Hierarchien verfügt, wird dann möglicherweise repressiv eingefordert. Der Ausschluss der Personen, die sich nicht in die Gremienarbeitsstrukturen begeben, in denen sie im Kontext der Stabilisierung der Gremien nach dem Muster der gesamtgesellschaftlichen Strukturen ungünstige und entfremdende Positionen haben, wird dann mit deren Abwesenheit von der Gremienarbeit erklärt, nicht mit den Strukturen der Gremien und ihrer Orientierungen.

Die Begegnung der Menschen untereinander verliert dann ihren Sinn, wenn Menschen insbesondere in der Gremienarbeit im Rekurs auf die Strukturen und Positionierungen der Mehrheitsgesellschaft den Bezug zur Realität bzw. zu sich selbst verlieren, und z.B. andere beschämen oder marginalisieren, und sich selbst auf Kosten von anderen eine Illusion von Macht und Einfluss verschaffen, z.B. durch

- das „Früher war alles besser“ der älteren Generation als Machtphantasie über die nachfolgende Generation, in Aneignung einer konstruierten Problematik der jüngeren Generation (ausgenommen reale Verlusterfahrungen durch die Veränderung der Realität der Existenzweise, körperlicher Art oder des Stadtteils und seiner Veränderungen),
- Differenzlinien wie z.B. eine dominatorische Männlichkeit, die Frauen und Kinder grundsätzlich als schwächere und damit gefährdete und hilfsbedürftige Menschen komplementär herstellt,
- polarisierenden Aufbau von soziale Bewegungen und Begegnungsformen, wo schon vorher klar ist, wer „am längeren Hebel sitzt“ und wer auf wen

angewiesen ist oder nicht, wie z.B. Mieter_innen und Vermieter_innen, Deutsche und Migrant_innen, Klient_innen von Sozial Arbeit und Sozialarbeiter_innen, Bürger_innen und Politiker_innen, Baulöwen und Stadtteilbewohner_innen, etc.).

Es gibt den Wunsch „zu gehen“, der strukturell nicht möglich ist. Es gibt den Wunsch „zu bleiben“, aber möglicherweise nicht bleiben zu können, weil es auch wieder strukturell nicht möglich ist, keine Transferleistungen im Sinne der Aufstockung für die stetig steigenden Mieten zu erwarten sind und auch keine Unterstützung bei der doch noch selbstständigen, aber nicht mehr ganz eigenständigen Bewältigung des Alltags erreichbar ist. Verlustgefühle und Ohnmachtsgefühle wurden in den Gesprächen in der Dynamik zwischen Diskutierenden und Diskussionsleiterinnen transportiert. Aber auch eine Stärke, sich mit der eigenen Situation auseinanderzusetzen und Lösungen zu suchen und für einen Austausch offen zu sein, hat in den Gesprächen die Diskussionsleiterinnen „angesteckt“.

Das Orientierungsmuster der Sprechenden hat einen Effekt, der durch den Auswertungsprozess dargestellt werden konnte: um sich in der eigenen Existenzweise zu stabilisieren und sich treu zu bleiben, wenn sie bleiben wollen, verbinden sich die Menschen in ihrer Stärke miteinander oder sie verlieren sich in Rollen und Zuschreibungen. Sich treu bleiben zu können, bedeutet dann, sich nicht in Projekten als hilfsbedürftig deklarieren und entfremden lassen zu müssen. Selbstbestimmt die notwendige Unterstützung zu erreichen, wäre dann strukturell zu organisieren. Die Selbstbestimmtheit verlieren und sich entfremden, findet dann vor dem Hintergrund der Angst statt, das Eigene, das einem so wichtig ist und das Vertraute sowie die Kontrolle über Nähe und Distanz zu den Menschen, insbesondere zu den nicht „gleichen“ Menschen zu verlieren.

Hier tritt dann eine Spaltung und Zuschreibung ein: man kann nicht mehr für sich selbst wünschen und sich auf seine Empfindungen beziehen, „nicht dorthin ziehen müssen, wo alles fremd und anders ist“, sondern es bleibt die Form der Zuschreibung zu einer anderen Menschengruppe als diejenige, die es furchtbar machen würde, dort wohnen zu müssen. Die Idee, dass es furchtbar ist, dass die Mieten so steigen, dass die Vermieterin nicht auf einen zumutbaren Zustand der Wohnung achtet und dass die soziopolitischen Maßnahmen nicht als finanzielle Unterstützung greifen, um am Wohnort bleiben zu können, werden dann übersehen. Das Problem, das eines der Strukturen ist, wird wiederum *ethnisiert*, aus Hilflosigkeit sich konstruktiv und mit Unterstützung für die eigenen Belange

einsetzen zu können. In Bezug dazu kann durch die vorliegende Forschung verdeutlicht werden, dass die Problematik der Heterogenität und der Vielfalt der Menschen und ihrer Lebensweisen nicht direkt im Miteinander der Menschen entsteht. Es finden Zuschreibungen dann statt, wenn man mit seinen eigenen Wünschen und seinen Empfindungen in seiner Lebensform an Strukturen stößt, die die eigene Akteur_innenschaft hemmen. Entfremdung in der Schuldzuweisung und der Zuschreibung an andere kulturelle Gruppen ist (k)ein Ausweg, um die eigene Ohnmacht in Bezug auf die eigene Lebensführung nicht wahrnehmen zu müssen. Aber das wäre ein anderer Forschungsbereich.

Akteur_innenschaft liegt nicht „in“ den Menschen: was an Strukturen Akteur_innenschaft öffnet oder begrenzt und was an Mustern des Miteinanders der Menschen in den Stadtteilen entsteht, muss aufeinander bezogen analysiert werden. Dass Heterogenität, also die Verschiedenheit der Menschen und ihrer Existenzweisen eine Rolle in den Stadtteilen spielt, wird über die Formen des Miteinanders vermittelt und über die Möglichkeit, im Rahmen der Gemeinschaft, Nähe und Distanz zu den anderen Menschen herzustellen, und das auf eine den eigenen Empfindungen und Wünsche entsprechende Weise.

Dazu ist aber der Kontakt unter den Menschen notwendig und eine Form „von sich zu anderen zu sprechen“, die ein Miteinander herstellt. Eine pauschale Ordnung von Nähe und Distanz von einer übergeordneten Zentrale aus, die Regeln verwaltet, die für alle gelten müssen, ist etwas anderes und als möglicher Bezugspunkt von Nachbarschaft im Kontext einer Stadtteilarbeit nicht wirklich konstruktiv. Unterschiedliche Kulturen und Wertesysteme, wie auch Einkommens- und Vermögenswerte der Menschen müssen nicht grundsätzlich eine wichtige Rolle spielen. Diese Unterschiede kommen allerdings bei der Bearbeitung des Verlusts der Kontrolle von Nähe und Distanz, von Eigenständigkeit und Selbstbestimmtheit zum Tragen. In dieser „Unbestimmtheit“ des Selbst im Miteinander zu sein, hemmt die Akteur_innenschaft.

Diese Spannungen habe ich betrachtet. Von dieser Kraft und diesen Ideen, als Akteur_innen im Stadtteil verankert zu sein, wurde von den Menschen auf eine besondere Weise erzählt, und zwar von sich aus, wie man in der Gruppe damit „getragen“ wird - und das entspricht der Erfahrung, die die Menschen sonst auch mit ihrer Präsenz im Stadtteil haben. Das ist ihr im Stadtteil erlebter Erlebnishintergrund. In welcher Weise sich die Akteur_innenschaft ausdrückt, ist dann Sache einer Person selbst. Sie weiß, was zu tun ist. Möglicherweise stößt sie an Grenzen. Diese Grenzen werden als systematische und von den Strukturen

gegebene Einschränkungen aufgefasst. Diese Grenzen wären dann von Interesse, will man die Akteur_innenschaft unterstützen und als Ressource für ein Stadtteilzentrum erkennen.

Die Strukturen (Bedeutung des Geschlechts, des Alters, sozialpolitische Gesetzgebungen und deren Umsetzungen, Würde und Schutz der Menschen vor Gewalt, Kriminalität und Übergriffen, Stadtplanung und Infrastrukturplanung) in ihrer Funktionalität und Dysfunktionalität zu betrachten und in den Blick zu nehmen und nicht „irgendwelche“ Aktionen, um der Aktion willen anzusteuern und Menschen dafür einzuspannen, wäre wesentlich, wenn es darum ginge, Akteur_innenschaft in den Mittelpunkt der Wahrnehmung eines Stadtteils zu rücken. Ein Verständnis für die Zusammenhänge kann dabei, als Hintergrund für die Gestaltung und die Planung von Aktivitäten, helfen. Die Bedeutung der strukturellen Dimension muss daher besonders berücksichtigt werden. Es geht nicht nur um Menschen, sondern um „Menschen miteinander in Strukturen“. Diese Faktoren, die mit Strukturen zu tun haben, können massiv die Existenzweise einzelner Menschen in Frage stellen. Zudem findet das Ordnen der Existenzweise im Rahmen von Veränderungen, Vielfalt und Unterschieden zu anderen Menschen über das Miteinander statt. Hier greifen Strukturen in doppelter Weise.

Im Kontext von Strukturen können sich immer wieder andere Herausforderungen für die einzelnen Menschen ergeben, z.B. in Bezug auf Alter und/ oder körperliche Beeinträchtigungen, in Bezug auf sozialpolitische Entscheidungen, in Bezug zu Städte- und Infrastrukturplanung, Dichte der Bebauung und im Zusammenspiel der Faktoren untereinander. Andere Formen des Ordners von Existenzweise, d.h. eine Veränderung des „Habitus sich miteinander zu verbinden“, müssten dann diesen veränderten Bedingungen folgen, damit es zu keinen Brüchen in der Akteur_innenschaft kommt und weiterhin Kontrolle über Nähe und Distanz im Sinne einer *nicht* Sich und Andere entfremdenden Situation kommt.

Was wäre in dem Kontext von „im Stadtteil sein“, ein Stadtteilzentrum? Wie kann man in diese Geflechte von außen intervenieren? - Um zu vernetzen, , was sich auseinander dividiert hat, um zu vernetzen, was sich ähnlich ist und sich gut findet, weil es sich selbst gut findet? Soll man die Zweifler an den Strukturen, und Selbstzweifler an sich selbst und der eigenen Kraft für sich einzutreten, in einer Bürger_inneninitiative bündeln? Soll man die mit der Feierlaune an einen Kerbstand mit dem besten Schnapsangebot einladen und bei jedem Fest, sofort zur Stelle zu sein, um für das leibliche Wohl zu sorgen? - In dieser ganzen

Bandbreite ereignen sich die Aktionen und Wünsche nach Gemeinschaft, wie sie von den Diskutierenden auf je eigene Weise im Miteinander formuliert wurden.

Als wir in den Prozess der Datenerhebung eingestiegen sind und die ersten Gruppendiskussionen gesichtet wurden, war sehr schnell klar, dass es nicht um Freizeitgestaltung als Bezugspunkt für Gemeinschaft allein gehen kann, und auch nicht um eine formale bis informelle Form von „Begegnungen in Vielfalt“. Massive Wohnprobleme in zwei Vierteln, die bisher von den Mieter_innen nicht selbst bewältigt werden konnten, rückten in den Mittelpunkt. Des Weiteren wurde offensichtlich, dass Stadtteile Dynamiken haben, die Menschen von den öffentlichen Plätzen bei Einbruch der Dunkelheit ausschließen, die die Gefährdung von Frauen und Kindern in Kontexten von Gewalt, sexualisierter Gewalt und Kriminalität mit sich bringen, und die im Kontext ihrer Historie Problemlagen zu akkumulieren scheinen, so zumindest die Wahrnehmung der Sprechenden. Die Vernachlässigung von Kindern, wie auch zukunftsorientierte oder rückwirkende Wünsche der Stadtteilbewohner_innen, den Stadtteil zu verlassen oder eventuell verlassen haben zu sollen, erweitern Wahrnehmungsbereiche auf Wertefragen, Aktionsradien und Differenzierungen innerhalb von Stadtteilbewohner_innen, die jeweils für den Stadtteil und die besondere Form der Existenzweise, z.B. als Frau, ältere Frau, Frau mit Migrationshintergrund, Mann mittleren Alters etc., anders ist.

Auch die Sorge um die Kinder wurde erkennbar. In dem anderen Stadtteil nicht als Vernachlässigung der Kinder durch die Eltern und ein Infrage-Stellen der Wertsysteme anderer Kulturen, auch keine Gefahr von Gewalt, sexuellen Übergriffen und schlechten „Vorbildern“. Rüpelhaftes Verhalten im Straßenverkehr, selbst durch Fahrradfahrer, erschüttert: *„der ist bei Rot über die Ampel gefahren und das in Höchstgeschwindigkeit, mit dem Fahrrad und hat auch noch Scheiße gebrüllt,... da an der Schule, da steht ja immer so ein Pulk von mindestens 20 Schulkindern, mal schön bei Rot durch die Kinder so durch...“*- Es gibt unterschiedliche Geschwindigkeiten, Dringlichkeiten der eigenen Vorhaben und Verkehrsteilnehmer_innen. Erwähnen möchte ich noch die Schadenfreude der Bewohnerin, wenn ein Auto bei der Tempo 30 Zone geblitzt wird und ihre detaillierte Erklärung, wo genau die Polizei blitzt und, dass man dann nicht mehr herunter bremsen kann.

Einerseits wurden Stadtteile in Aspekten erkennbar, in der die Veränderung eines Menschen im Laufe seines Lebenszyklus als Dimension der Existenzweise in einem Stadtteil aufgeworfen wird. Die Anordnung von Bushaltestellen, die Erreichbarkeit von Lebensmittelläden und die Verfügbarkeit von Parkplätzen

wurden wahrnehmbar. Andererseits kann sich ähnlich wie der Vater, der über die Rüpelhaftigkeit im Straßenverkehr aufgebracht ist, weil er eine Gefahr für die Kinder sieht, eine Vorstellung davon entwickeln, dass besonders „vulnerable“ Gruppen von Menschen extra Hilfe und Schutz und einen entsprechenden Diskussionsrahmen brauchen.

Eine Erkenntnis kann sein, nicht die Menschen in ihrer Verwundbarkeit zu sehen, sondern Strukturen zu begreifen, die es mit sich bringen, dass diese Menschen als verwundbar gelten. Nun gibt es keine Radarfallen für Fahrradfahrer, aber eine Struktur ist erkennbar, eine der Stärkeren und derer, die sich wichtiger nehmen und sich durchsetzen können, gegenüber Schwächeren, die drohen sich zu verlieren und deren Themen sich von den „Aktiven“ angeeignet werden. Welche Position haben eigentlich Mädchen und Jungen, z.B. als Verkehrsteilnehmer_innen in dem Stadtteil? Welche Form einer Diskussion muss hierfür entwickelt werden? Wo sind Mädchen und Jungen Akteur_innen? Wie kann man sie in ihrer Kraft und ihren Ideen am Miteinander beteiligen?

Es wäre fatal, mit der Kraft und der Teilhabe der Menschen, die eben nicht die Stärkeren und die Durchsetzungsfähigen und die, die die Gremien leiten und darin funktionieren, sind, *nicht* zu rechnen, weil sie von großmaßstäblichem Denken verdeckt werden. Insofern sind die Strukturen in Bezug zu den Empfindungen der Menschen zu begreifen: die Kälte in einer Wohnung, die von der Vermieterin nicht durch Einbau eines sinnvollen Heizsystems abgeschafft wird und die Mieterin, die nichts sagt, weil sie Angst vor dem weiteren Ansteigen der Mietkosten hat, die schon mal angestiegen sind, und die sie jetzt als Staffelmiete zahlen muss (siehe oben Kreislauf Bewohner_innenstruktur). Diese Kontexte in die Öffentlichkeit zu transportieren wäre sinnvoll. Ein Forum dafür zu schaffen, über diese perfide Realität der Ausbeutung zu sprechen, wäre sinnvoll. Es geht eben nicht nur um Gentrifizierung.

Zur gleichen Zeit wurde erkennbar, dass sehr viele Menschen mit ihren spezifischen Existenzweisen, die in Bezug zu ihrer Verankerung ihrer Lebensweise im Stadtteil, sichtbar wurden, nicht zu den Gesprächen kamen, aber Bezugspunkte der Beschreibung der eigenen Existenzweise derer, die zu den Gruppendiskussionen kamen, wurden. Als Expert_innen ihres Stadtteils nehmen die diskutierenden Bewohner_innen andere Menschen in je spezifischen Kontexten wahr, und binden sie in ihre Äußerungen ein:

- Menschen in ihrer Art und Weise sich an allgemeine Regeln zu halten oder eben nicht,

- Menschen, die andere Menschen brauchen
- Menschen, die anderen Menschen helfen
- Menschen, in ihrer je besonderen, anderen Existenzweise, die einen aus der eigenen Spießigkeit und Selbstgefälligkeit heraus rütteln,
- Menschen, die anderen Menschen Schaden zufügen,
- Menschen, die andere Menschen beschämen.

In den Gruppendiskussionen wurden Ausschließungsprozesse und Stigmatisierungsprozesse deutlich, die alltäglich sind. Sie betreffen einen selbst oder sie betreffen andere. Es wurden Schuldzuweisungen und Begründungen von Handlungen anderer, auf der Grundlage von politischen, wirtschaftlichen und globalen Interessen im großen Maßstab formuliert. Andererseits wurde von Initiativen berichtet, die von den Stadtteilexpert_innen von Mund zu Mund transportiert werden: eine ältere Damen bekommt Hilfe beim Einkaufen von der Wohngemeinschaft ihres Hauses. Es gibt Feste im Hinterhof. Ein gegenseitiges sich Wahrnehmen auf der Ebene von Befindlichkeiten, Wünsche und Bewunderung sowie eine Belebung des Viertels geht direkt von den Menschen aus, in der Mikropolitik der einzelnen Subjekte.

So war das Risiko erkennbar, sich tastend Gemeinsamkeit zu errichten und sich in den öffentlichen Straßenbereich zu orientieren, um informell Menschen zu treffen, die zum Stadtteil gehören könnten, wenn man Stadtteil durch eine Aktion „sichtbar“ macht. Das Scheitern war erkennbar, immer wieder als die Gruppe zu der man sich gehörig fühlt, auf die man stolz ist und die sich in den Stadtteil und die Stadtteilarbeit einbringt, marginalisiert zu werden. Alles, was getan wird, bleibt ohne Effekt und schafft keine Anerkennung und Beteiligung an gemeinsamen Strukturen. Es entsteht keine Form des Anschlusses an die Rahmenkonzepte der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Verteilungsstruktur, umso weniger, je mehr die Rahmenkonzepte für Partizipation und Demokratie von den gleichen Hierarchien und Spaltungen geprägt sind, wie der Alltag der Menschen.

Was als tiefster Wunsch der Bewohner_innen fast immer gegenwärtig war, war eine fast romantische Vorstellung von „zusammen feiern“. Räume, um zu feiern wurden tatsächlich angeboten, wie Nähen oder Kochen vorgezogen -, Gemeinschaftlichkeit und eine Nachbarschaft, die als „Gesellschaft, die man braucht“, immer verfügbar ist: *„Dann komm ich hierher und trinke einen Café und hab ein Schwätzchen“*, sagt eine Frau der Gruppe „Gerechtigkeit-ältere Frauen“ in Stadtteil A. Gerade im luxuriösesten Stadtteil fehlt so ein Ort: ein Café, um für sich selbst etwas zu tun, einen Kuchen essen und Leute um sich haben:

„Kommunikation“ als Eigenwert ist als Wunsch nach spontanem Miteinander Bezugspunkt von Wunschvorstellungen. Dass immer Menschen da sind, dass Zerstreung mit Menschen da ist, wenn man sie braucht, aus vielerlei Gründen ist wichtig und eben auch das „ganz normale“ Grüßen und sich Wahrnehmen als Nachbar_innen.

An dieser Stelle lassen sich ganz viele Aktionen denken, wie z.B. ein Stadtteil-Café. Es ist aber auch eine Ohnmacht einzugestehen, dort, wo das mit dem „ganz normalen“ Grüßen nicht klappt. Man kann es nicht verordnen. Man kann nicht in den Habitus eingreifen, man muss es sich indirekt vorstellen: Am Habitus einer Person kann man nichts ändern: „nun sehen sie die Sache doch mal anders“, „nun gehen sich doch mal anders auf die Menschen zu“ – das geht eben, so die Setzung, nicht. Das Handlungsspektrum in diesem Kontext muss auch das Indirekte respektieren. Man kann sich nicht an den Menschen und ihrer Art und Weise, sich mit anderen Menschen zu verbinden, zu schaffen machen. „Man spielt mit“, wenn man in den Stadtteil geht, immer und mit allen Konsequenzen. Das ist dann völlig unvermittelt, bringt aber den eigenen Orientierungsrahmen zur Geltung. An der Stelle kann man versuchen, sich in die „inspirierenden Menschen“ hineinzusetzen.

Tatsächlich ist davon auszugehen, dass auf der Grundlage des Verständnisses von Zwischenmenschlichkeit aufgrund des eigenen Menschseins, solche Erkenntnisse, wie sie hier vorgestellt wurden, auf subjektive Weise selbst gemacht werden können, z.B. in Situationen, in denen das Gefühl bei einem entsteht, dass etwas nicht im Miteinander mit anderen Menschen funktioniert, dass man dazu neigt Menschen auszuschließen, oder die Nähe zu bestimmten Menschen zu meiden oder zu suchen; oder wenn man Nachbarschaft in Generationen und Nationen einteilt usw..

Der Reflexionshintergrund einer theoriebildenden Untersuchungsarbeit ist jedoch insofern, addierend zu den selbstgemachten Erfahrungen, sinnvoll, weil er weitergehende Analysen und Pläne unterstützen kann. Wesentlich, für das Verständnis der Forschungsergebnisse ist es, den Gedanken der Setzung zu folgen, um mit den Erkenntnissen dieser Untersuchung zu arbeiten, nach der alle Akteur_innen, in diesem Fall auch diejenigen, die sich aufmachen, ein Stadtteilzentrum zu gründen, ein Orientierungsmuster haben. Ein Mitspielen von innen heraus wäre dann am tragfähigsten, aber als Professionalität ist dies nicht erreichbar. So könnte man die Strukturen mit strukturieren. Gerade mit der gestellten Forschungsfrage wird eine „Außenperspektive“ hergestellt, die erst in

einem zweiten Schritt, bei der Erarbeitung der Bedeutung der Forschungsergebnisse durchdacht werden muss.

Eine Erarbeitung einer Perspektive, um Akteur_innenschaft als Ressource zu etablieren, kann von Folgendem ausgehen:

- Ideen, die andere Ideen nach sich ziehen, in Gang setzen und gleichzeitig den „Sinnzerriss“ beschreiben, wo Aussagengefüge, die Subjekte „gesetzt“ haben, keinen Sinn mehr machen und wo soziale Praktiken dysfunktional werden, weil die Subjekte „anders“ sind als Statisten (z.B. sich zuhören, wenn man in der Projektplanung über Menschen spricht).
- Den Einsatz von Konzeptionen für Einrichtungen so organisieren, dass sie einen theoretischen und praktischen immer wieder Aufbau und Umbau von Praktiken nach sich ziehen können (in Bezug zur Veränderung von Gesellschaft, von Professionalität sowie in Bezug zur Veränderung von Paradigmata).
- Keine isolierten Kurzzeitprojekte, die auf Prestigegewinn beruhen anstoßen (im Gegenteil die Gestaltung eines Zentrums als sozial anerkannte menschliche Aktivitäten nicht finanziell und prestigemäßig nach den Maßstäben des Profitablen ausrichten).
- Es kann darum gehen, dem vorliegenden Rahmen von Unterstützungsmaßnahmen Bewertungsinstrumente entgegen zu setzen, als auch Bewertungssysteme für Projekte zu entwickeln, die im konkreten Leben der Menschen gründen (im Sinne von „existentiellen Produktionen“, bzw. Sicherung einer Position, in der man nicht entfremdet ist).
- Den individuellsten Unternehmungen eine Chance zu geben und Unternehmungen, die nicht konsensual sind, könnte man auf sich nehmen (z.B. den Drogenkonsum mit den Jugendlichen so bearbeiten, dass die Kinder im Haus nicht in Gefahr geraten, und z.B. einen Spritzentausch vereinbaren: alle Spritzen müssen eingesammelt und zu einer Sammelstelle zurück gebracht werden, wo neue Spritzen ausgegeben werden, so dass die Jugendlichen dafür sorgen müssen, dass am Morgen nicht die Kinder die liegengelassenen Spritzen im Treppenhaus oder am Spielplatz finden. Diese Unternehmungen müssen mit Recht und Gesetz vereinbar sein.)
- Man müssten das, was man unter gesellschaftlichem Interesse versteht erweitern, um Unternehmungen die kurzfristig niemanden ‚profitieren‘ lassen, aber nachhaltige Bereicherungen für Prozesse sein können, in denen sich Menschen neu miteinander verbinden, zu installieren (z.B. die Einrichtung eines Stadtteiltaxis für ältere Menschen, die weiterhin selbstständig und selbstbestimmt in ihren Wohnungen leben möchten, aber Unterstützung bei der Mobilität brauchen in dem einen Stadtteil, z.B. Einrichtung einer offenen Kinderbetreuung und „Mütterberatung auf Augenhöhe“ in dem anderen Stadtteil.)
- Eine Sammlung und Darstellung von Projekten, die aus Initiativen der Menschen selbst hervorgegangen sind und hervorgehen und die Stadtteile sichtbar machen, könnte an einem Ort gebündelt publik gemacht werden.

Es sind sehr viele Formen von Stadtteilarbeit denkbar. Sie mit den Menschen zusammen zu entwickeln und entsprechende Einladungen zu formulieren und Gesprächsstrukturen zu erfinden, wäre eine Umsetzung der Perspektive der Akteur_innenschaft. Einige der Teilnehmenden der Gespräche würden sicher noch einmal zu solchen Gesprächen kommen, nicht, in dem sie „einfordern, dass etwas gemacht wird“, sondern indem sie wiederum Menschen erreichen können, die mit ihnen mitdenken, was z.B. Lebensgestaltung in Übergängen und Befürchtungen betrifft. Die Überlagerung des Miteinanders durch gezielte Projekte von Professionellen, kann eine soziale Verkrampfung erzeugen, die die Begegnungen immer wieder zu überlasten droht. Die spontanen Initiativen sind viel entspannter. Sicher wäre es auch ein wichtiger Ansatz, ein bestimmtes Selbstverständnis derer, die eine solche Arbeit angehen möchten, zu erarbeiten. Das wäre aber eine andere Forschungsarbeit.

5 DER QUALITATIVE ZUGANG II - DIE QUALITATIVE INHALTSANALYSE

(Gabriele Kleiner)

Mit der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) wurde ein zweites Auswertungsverfahren gewählt, welches zur Analyse subjektiver Sichtweisen besonders geeignet scheint.

Die Qualitative Inhaltsanalyse gliedert sich in drei verschiedene Techniken:

1. Zusammenfassende Inhaltsanalyse

Hierbei werden induktive Kategorien auf der Basis des vorliegenden Materials angewandt und deduktive Kategorien, die vorher festgelegt und theoretisch begründet wurden, anhand des Materials überprüft. Das Ziel der zusammenfassenden Analyse ist die Kombination der „Reduktion des Materials durch Streichungen mit einer Generalisierung im Sinne der Zusammenfassung.“ (Flick 2005:280)

2. Explizierende Inhaltsanalyse

Bei der explizierenden Inhaltsanalyse wird zusätzlich Material, z. B. lexikalisch-grammatikalische Definitionen an die Textstellen herangetragen. Sie trägt zur Textstellenerläuterung und -erweiterung bei.

3. Strukturierende Inhaltsanalyse

Nach der strukturierenden Analyse steht die Suche nach formalen Strukturen und Typisierungen im Text im Mittelpunkt, verbunden mit der Zielsetzung der Filterung des Materials zu bestimmten Aspekten und damit einer Einschätzung des Materials mittels der festgelegten Kriterien.

Die Interpretation des Materials der vorliegenden Studie bedeutet

„eine intensive Beschäftigung mit Bedeutungen, Sinnzusammenhängen und jenen Kontexten, die eine bestimmte Sinngenerierung wahrscheinlich machen.“ (Froschauer/Lueger 2003:82)

Durch diese Sinnstrukturen erschließen sich individuelle Sicht- und Handlungsweisen, die in der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring als „latente Sinnstrukturen“ (Mayring 2003:43) berücksichtigt werden. Für die unter 5.0 vorgenommene Auswertung findet ausschließlich die zusammenfassende Qualitative Inhaltsanalyse Anwendung

5.1 GRUPPENDISKUSSIONEN

Um einen möglichst hohen Grad an Alltagsbezügen zu gewährleisten und eine Interaktion zwischen Stadtteilbewohner_innen zu ermöglichen, wurde das Instrument der Gruppendiskussion gewählt. In den Gruppendiskussionen war es Ziel, den Alltag im Stadtteil in all seinen Facetten als „Prozesse der Konstruktion sozialer Wirklichkeit“ (vgl. Flick 2005: 168) in den Mittelpunkt zu stellen.

In dieser dialogischen Ausrichtung der Forschungspraxis sind

„die untersuchten Personen quasi als „Experten ihrer selbst“ ernst genommen und in die Forschung als Forschungspartner - und nicht bloß als Objekt - einbezogen.“ (Karl 2003:159)

Die Leitung der Gruppendiskussionen beschränkt sich dabei auf eine formale Leitung, weniger eine thematische, und greift ggf. in eine Steuerung der Dynamik ein. (vgl. Flick 2005:174)

Alle Gruppendiskussionen hatten einen ähnlichen Ablauf in Form von

- Vorstellung der Studie und der Absicht der Gruppendiskussionen
- Vorstellung der Teilnehmer_innen
- Durchführung der Diskussion mit Tonbandaufnahme
- Möglichkeit des Austausches nach der Diskussion

Die digital gespeicherten Diskussionen wurden nach vereinbarten Regeln transkribiert und für die Inhaltsanalyse vorbereitet.

5.2 KATEGORIENBILDUNG

Nach Mayring stellt der Prozess der Kategorienbildung das zentrale Instrument der Analyse dar, insbesondere ermöglicht diese eine Nachvollziehbarkeit für andere. (vgl. Mayring 2003:43) Die Kategorie als Einheit und

Endprodukt der Qualitativen Inhaltsanalyse enthält sowohl induktive als auch deduktive Eigenschaften.

5.2.1 INDUKTIVE KATEGORIEN

Bei der induktiven Entwicklung von Kategorien werden diese aus dem Material heraus entwickelt. Eine Kategorie spiegelt also ein Phänomen, einen Begriff aus dem Material wieder, ohne sich auf Theoriekonzepte zu beziehen. Induktives Vorgehen

„strebt nach einer möglichst naturalistischen, gegenstandsnahen Abbildung des Materials ohne Verzerrungen durch Vorannahmen des Forschers, eine Erfassung des Gegenstands in der Sprache des Materials.“ (Mayring 2003: 75)

Um eine zusammenfassende Darstellung der wesentlichen Aussagen vornehmen zu können, erfolgt eine zunehmende Generalisierung auf einem nächsthöheren Abstraktionsniveau, eine Reduzierung des Materials und damit die Zusammenfassung relevanter Ergebnisse.

5.2.2 DEDUKTIVE KATEGORIEN

Deduktive Kategorien sind vor der Datenauswertung festgelegte, theoretisch begründete Kategorien. Vorstudien, bisherige Forschungsbefunde, anderweitig gewonnene Erkenntnisse zum Forschungsgegenstand werden im Hinblick auf das vorliegende Datenmaterial entwickelt.

„Das Grundmodell der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse lässt sich sehr gut für die induktive Bildung von Kategorien verwenden, die dann im weiteren Verlauf der Auswertung, z. B. bei der strukturierenden Inhaltsanalyse, deduktiv angewendet werden.“ (Kuckartz 2007:94)

Die Anwendung der deduktiven Kategorienbildung wird bei der vorliegenden Studie vernachlässigt, hier steht die induktive Kategorienbildung im Mittelpunkt der Analyse.

5.3 THEORIEBEZUG

Im Folgenden wird der zweite gewählte theoretische Bezugsrahmen der Studie beschrieben, als auch eine Handlungsorientierung auf den Sozialraum, den Stadtteil, das Wohnquartier eingenommen. Die vorliegende Studie zeichnet sich durch eine ausgeprägte soziologische Orientierung aus, die den Lebensweltansatz nach Schütz und Luckmann zugrunde legt (vgl. Schütz/Luckmann 2003).

5.3.1 LEBENSWELT ALS KONSTRUKTION SOZIALER WIRKLICHKEIT

Im Zentrum des gewählten Theoriebezuges stehen subjektive Sichtweisen in der Tradition des phänomenologisch orientierten Lebensweltansatzes.

„Lebenswelt und Handlungsmuster werden unter dem Gesichtspunkt der Alltäglichkeit konstruiert. Alltag ist die ausgezeichnete Wirklichkeit des Menschen. Die alltägliche Lebenswelt ist strukturiert durch die erlebte Zeit, den erlebten Raum und die erlebten sozialen Bezüge.“ (Grunwald/Thiersch 2004: 18)

Das Konzept der Lebensweltorientierung fokussiert auf autonome Lebensentwürfe und stellt die Handlungsfähigkeit des Individuums in den Vordergrund.

„Soziale Wirklichkeit lässt sich als Ergebnis gemeinsam in sozialen Interaktionen hergestellter Bedeutungen und Zusammenhänge verstehen. Beides wird von den Handelnden in konkreten Situationen im Rahmen ihrer subjektiven Relevanzhorizonte (...) interpretiert und stellt damit die Grundlage für ihr Handeln und ihre Handlungsentwürfe dar.“ (Flick u.a. 2004:20)

In Bezug auf Menschen im Stadtteil nimmt insbesondere die von Thiersch als Strukturmaxime (vgl. Thiersch 2002; Grunwald/Thiersch 2004) bezeichnete Alltagsorientierung und damit die Normalität in Lebensvollzügen eine zentrale Bedeutung ein.

Ressourcen und Alltagskompetenz, die Frage nach besonderen Belastungen, nach Reaktions- und Bewältigungsformen, biografischen Orientierungen und nach der Kontextualität der räumlich-sozialen Umwelt spielen im Alltag eine große Rolle. Es geht um die Sicht der Subjekte - der Menschen im Stadtteil, es geht um Nachbarschaften, soziale Beziehungen, professionelle und ehrenamtliche Netzwerke und es geht um die Frage, was notwendig ist für ein gutes - subjektiv als zufrieden empfundenes - Leben im Stadtteil.

5.3.2 LEBENSWELT UND SOZIALRAUM

Während der Begriff der Lebenswelt seinen Ausgangspunkt beim Individuum hat, vermittelt der Sozialraum eine infrastrukturelle Vorstellung; beide Orientierungen stellen nicht zu trennende Leitlinien dar. Mit Sozialraum ist die Wohnraumqualität in Quartieren, die infrastrukturelle Versorgung, die Verkehrssituation - also die *„Prägung des Sozialen durch den Raum“* - aber auch *das durch die Zusammensetzung der Bevölkerung sich ergebende soziale Milieu*

des Quartiers - folglich die „Prägung des Raumes durch das Soziale“ - gemeint (vgl. Institut für Soziale Arbeit e.V. 2001).

Im Verständnis von Läßle ist der Sozialraum (vgl. Läßle 1992: 196f) durch folgende vier Komponenten zu charakterisieren:

- materielle Unterschiede im Hinblick auf die Ausstattung,
- soziale Komponenten im Hinblick auf Interaktions-, Handlungs- und Machtstrukturen,
- normative und rechtliche Regelungen, die bestimmen, wie und durch wen Räume genutzt werden und
- den Symbol- und Repräsentationscharakter von Räumen.

Die im Lebensweltkonzept verankerten Strukturmaximen (vgl. Grunwald; Thiersch 2004:26f) der Prävention, der Alltagsorientierung und der Regionalisierung verweisen auf lebensweltliche Erfahrungen und die der Integration und Partizipation, auf sozialetische Dimensionen im Sinne der Gestaltung sozialer Gerechtigkeit. Diese Strukturmaximen bedeuten hinsichtlich der Prävention, dass insbesondere im gesundheitlichen Bereich quartiersnahe Versorgungsstrukturen etabliert werden sollten, um Kompetenzen und Ressourcen zur Alltagsbewältigung zu stabilisieren. Alltagsorientierung bedeutet die Erreichbarkeit von Angeboten, die Präsenz von Hilfen in der Lebenswelt und eine Abstimmung der einzelnen Hilfen im Kontext bisheriger Lebenserfahrungen. Dezentralisierung und Regionalisierung bedeuten die Anpassung einzelner Angebote an die Infrastruktur vor Ort, implizieren aber insbesondere eine Umkehr von der starken Zentralisierung von Angeboten, die sich als eher negativ für eine gelingende Kooperation darstellt.

Selbstbestimmung und Autonomie als wichtige Prinzipien Sozialer Arbeit stützen die Maxime der Integration und Partizipation hinsichtlich der Planung, Entwicklung und Realisierung von Angeboten. Die Bedeutung beider Aspekte - Integration wie Partizipation - bietet für eine gemeinwesenorientierte Soziale Arbeit, aber auch für eine gemeindediakonisch ausgerichtete Perspektive wichtige Bezugspunkte.

Sozialraum und Lebenswelt zeigen Verzahnungen im Prinzip des Quartiersbezuges, des Prinzips der Hilfe zur Selbsthilfe, der Nutzung von Netzwerkstrukturen und der Überwindung der Einzelfallfixierung.

5.3.3 SOZIALRAUM- UND GEMEINWESENORIENTIERUNG

Während der Sozialraumorientierung das Label „*aktivierend im Sinne staatlicher Zielerreichung*“ (Schönig 2012: 32) zugeschrieben wird, wird GWA als

„sozialkulturelles Interventionskonzept“ (ebd.) beschrieben, „das sich ganzheitlich auf den Stadtteil und nicht primär auf einzelne Individuen richtet.“ (ebd.) Gemeinsam ist beiden Konzepten, dass „nicht die individuellen sozialen Probleme des Einzelfalls der prägende Maßstab von Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung (ist G.K.), sondern dessen strukturelle Ursachen und strukturellen Handlungsmöglichkeiten.“ (Schönig 2012:33)

Dennoch: Sozialraumorientierung ist in der Regel eine Strategie unter der Regie der Städte.

„Programmatisch soll es die soziale Desintegration in den Städten aufhalten, die Lebenslagen der Menschen in den benachteiligten Stadtteilen verbessern, Bürgerbeteiligung und Vernetzung staatlicher und privater Akteure schaffen und verschiedene Handlungsfelder integrieren. Wie das umgesetzt wird, ist von Stadt zu Stadt verschieden, es ist aber immer eine top-down-Strategie. Es kann durchaus eine Verbesserung der Lebensumstände erreicht werden, aber es kann auch - je nach kommunaler Philosophie oder Steuerungsvorstellungen - als Spar- und Befriedungsstrategie eingesetzt werden und zur eigenen Legitimation dienen“ (www.htw-saarland.de/sowi/1oelschlaegel_htw-2010.pdf).

Die Sozialraumdebatte - im Unterschied zur Gemeinwesenorientierung - kreist hauptsächlich - so Dahme/Wohlfahrt „um Finanzierungs- und Planungsfragen (Wolff 2002) und neuerdings auch um die sozialpolitisch geforderte Verkoppelung professionellen und ehrenamtlichen Handelns, ist instrumentell und fachlich fast schon inhaltsleer.“ (Dahme/Wohlfahrt 2010: 35). Demnach ist die Sozialraumorientierung eher als ‚Öl im Getriebe‘ zu beschreiben, bei der „die Verbesserung und Vernetzung des professionellen Dienstleistungsangebotes vor Ort, die konzeptionelle Integration ehrenamtlicher Arbeit und letztlich die Aktivierung im Sinne staatlicher Zielerreichung im Fokus“ (Schönig 2012: 33f) steht. Dementgegen ist der Kerngedanke, „dass Gemeinwesenarbeit gelegentlich durch öffentlichkeitswirksame Aktionen auf sich aufmerksam machen und ‚Sand ins Getriebe‘“ der vielschichtigen Ausgrenzungsprozesse streuen muss, bis heute aktuell.“ (ebd.) Sozialraumorientierung ist insofern nicht als die neue GWA zu interpretieren, sondern als „eine Perspektive, die verdeutlicht, wie das Handeln im Rahmen der GWA durch eine sozialräumlich reflexive Haltung systematischer geplant werden könnte bzw. eben reflektiert werden kann“ (Stoik in Kessl/Reutlinger 2013:132).

5.4 DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE

Im folgenden Kapitel werden zunächst unter 5.4.1 und 5.4.2 die einzelnen Einzugsgebiete der beteiligten Kirchengemeinden beschrieben. Anschließend daran werden die Diskussionen in den einzelnen Kirchengemeinden bearbeitet, wobei jeweils zu Beginn eine kurze Beschreibung der Zusammensetzung der Diskussionsgruppen erfolgt und im Anschluss daran, mit einer Orientierung an den induktiven Kategorien, die wesentlichen Ergebnisse mit exemplarischen Passagen aus den Gruppendiskussionen vorgestellt, analysiert und interpretiert werden.

Als induktive Hauptkategorien wurden folgende identifiziert:

1. Wohnen und Wohnumfeld
 - Sicherheit (als Unterkategorie)
2. Soziale Beziehungen
3. Infrastruktur
4. Freizeit
 - Kirchenkontakte (als Unterkategorie)
 - Ehrenamt (als Unterkategorie)

Dabei wurde nur auf das Material zurückgegriffen, aus dem heraus sich Sinnstrukturen zur Thematik erschließen und die sich als individuelle Sicht- und Handlungsweisen interpretieren lassen. Interviews, in denen diese Sinnstrukturen nicht deutlich zu erkennen sind, wurden nicht in die Auswertung einbezogen. Zusammenfassend findet daran anschließend eine vergleichende Analyse und Interpretation der Interviews für die einzelnen Kirchengemeinden bzw. Stadtteile statt.

5.4.1 MARTIN-LUTHER-GEMEINDE, MICHAELSGEMEINDE UND THOMASGEMEINDE

Das Martinsviertel - begrenzt durch das Johannesviertel Richtung Westen und das Bürgerparkviertel Richtung Norden - fällt sowohl in den Gemeindebereich der Martin-Luther-Gemeinde, als auch in das Gemeindegebiet der Michaelsgemeinde. Geografisch wird das Martinsviertel im Norden durch den Martin-Luther-King-Ring begrenzt, im Westen durch die Frankfurter Straße, im Süden durch die Landgraf-Georg-Straße/Zeughausstraße und im Osten durch Kranichsteiner Straße/Alfred-Messel-Weg. Die Gemeindebereiche sind größer gefasst und reichen im Norden bis zum Nordbahnhof und im Osten über die Mathildenhöhe hinweg bis ins Woogsviertel und das Hofgut Oberfeld. Auf Grund dieses beachtlichen Einzugsgebietes, das sich nicht nur räumlich, sondern auch

sozialstrukturell teilweise erheblich unterscheidet, wird die Heterogenität der hier lebenden Menschen offenbar.

Das Komponistenviertel, angrenzend an Oberfeld, Edelsteinviertel und Rosenhöhe Richtung Osten und Richtung Norden in den Bereich Schwarzer Weg/Kranichsteiner Straße sind die Einzugsgebiete der Thomasgemeinde.

In Bezug auf Alten- und Jugendquotient sowie Anteile von Menschen mit Migrationshintergrund stellt sich hier eine gänzlich andere Situation als in dem untersuchten Gebiet von Eberstadt-Süd dar. Beispielsweise finden sich in den Stadtteilen Martins- und Bürgerparkviertel eine durchschnittliche Belastung im Hinblick auf die sozioökonomische Situation, während das Komponistenviertel mit Rosenhöhe, Edelsteinviertel und Mathildenhöhe unterdurchschnittliche Belastungen aufweist. Bei der Zusammensetzung der Bevölkerung stellt sich das Martinsviertel wie auch die angrenzenden Viertel als junge Stadtteile dar, während u. a. der Bereich Oberfeld einen überdurchschnittlichen Altenquotienten zeigt (vgl. Wissenschaftsstadt Darmstadt 2013:27).

MARTIN-LUTHER-GEMEINDE

„UND ICH WOHNE AUCH GERNE IM MARTINSVIERTEL, ALSO ICH FINDE ES HIER SEHR ((.)) JA, IRGENDWIE SO‘N, SO‘N SCHÖNER CHARAKTER, JA MAN KANN SICH EINFACH WOHLFÜHLEN.“ (INTERVIEW 1:276f)

„WEIL ES EBEN EINEN SEHR GROßEN UMBRUCH MEINER MEINUNG NACH HIER GAB. AUCH DURCH DAS ZUSAMMENLEGEN VON GEMEINDEN UND MAN WURDE SICH FREMD. (INTERVIEW 2:58f)

Zu der ersten Diskussion im Gemeindezentrum am Riegerplatz am 23. 02. 2013 kamen zwei Frauen im Alter von Ende sechzig und Anfang siebzig Jahren. Die zweite Diskussion am 06. 09. 2013, ebenfalls im Gemeindezentrum am Riegerplatz durchgeführt, fand mit zwei Frauen im Alter von 55 und 75 Jahren statt.

WOHNEN UND WOHNUMFELD

Im Zentrum der Diskussion standen neben kritischen Äußerungen im Hinblick auf Wohnungsverdichtung und Mietpreisveränderungen, die klaren Aussagen, dass das Viertel ein sehr lebenswertes und schönes ist, in dem man gerne lebt und von dem gesagt wird

„Und ich wohne auch gerne im Martinsviertel, also ich finde es hier sehr ((...)) ja, irgendwie so'n, so'n schöner Charakter, ja man kann sich einfach wohlfühlen.“ (Interview 1:276f)

Insbesondere werden die Veränderungen des Martinsviertels in den letzten Jahren und die wahrgenommene Tendenz thematisiert, dass einkommensschwache Menschen und Familien mit Kindern aufgrund der steigenden Mieten gezwungen sind, aus dem Viertel wegzuziehen. Dazu finden sich in den Diskussionen wiederholt Äußerungen, wie die folgenden:

„Also früher da waren Arbeiter, da waren Angestellte, da waren Studenten, das war eine ganz gute Mischung. Und jetzt hab' ich irgendwie das Gefühl, es kommt was Neues rein, ne. (Interview 2:1422f)

„..., fast nur Studente und die Miete sind dann auch enorm, also die bezahlen im Durchschnitt 300 Euro für ein Zimmer.“ (Interview 1:65f)

„Was halt ein Problem ist aus meiner Sicht, ist wenn man halt nicht so ein hohes Einkommen hat und das immer mehr die Mieten, steigen, steigen, steigen und das man Mühe hat, sich da irgendwie zu halten und das man nicht weiß, wie das weitergehen wird.“ (Interview 2:371f)

SOZIALE BEZIEHUNGEN

Die Teilnehmer_innen der Diskussionen äußern ein gutes Eingebundensein in soziale Netzwerke, familiär und außerfamiliär, im Stadtteil und darüber hinaus. Bei allen Teilnehmer_innen spielen familiäre Kontakte eine große Rolle. Die Nähe zu den Kindern wird als Vorteil gesehen, wenn gesagt wird:

„Ja meine Kinner wohnen alle um mich rum. ... Das finde ich schon nen große Vorteil ((.)) Die eine direkt neben mir“ (Interview 1:171f)

In Bezug auf Kontakte zu Menschen mit Migrationshintergrund wird eine offene und tolerante Haltung formuliert:

„Und das an und für sich, wie überall, ich glaube fast überall in Darmstadt, dass eben der Zuzug von ausländischen Bürgern, was eine Bereicherung zum großen Teil ist, Also es gab wirklich eine große Wandlung hier. Und man kann glaub ich heute nicht mehr so genau sagen, hier gibt's nur diese Menschengruppe und dort jene. Das geht nicht.“ (Interview 2:93f)

Das Thema soziale Beziehungen wurde von den Teilnehmer_innen hauptsächlich hinsichtlich der Beziehungen mit Menschen mit Migrationshintergrund diskutiert. Die damit verbundene Haltung wird auch durch die beiden folgenden Beiträge bestätigt:

„Ähm, und dann standen diese Geschäfte oft lange leer und auf einmal kommt ein ausländischer Bürger rein. Und ich denke oder empfinde es auch so, dass es ... wirklich eine Bereicherung ist. Hier in der Dieburgerstraße gibt es ein Geschäft ... ähm ... der Herr kommt aus Marokko, das heißt die ganze Familie. Es war zunächst ein Geschäft und jetzt konnte er Räume dazu nehmen und konnte eine, ich sag jetzt mal einfach, Gaststätte, eröffnen. Das ist ein Leben von einer anderen Welt. Und man muss sich auch auf die Speisen einlassen, wenn man das will. Und ich finde, das ist eine Bereicherung“ (Interview 2:132f)

„Wir leben miteinander und da müssen auch die anderen ihre Heimat hier finden mit alten Wurzeln.“ (Interview 2:171f)

INFRASTRUKTUR

Das Thema Infrastruktur fokussierte auf zwei Problemlagen: Verkehr(-sanbindung) und das damit zusammenhängende Problem der (fehlenden) Parkplätze sowie die Frage der Nahversorgung mit Lebensmitteln und Bedarfen des täglichen Lebens. Auch wenn keine direkte Betroffenheit besteht, wird das Problem der Parkplätze wahrgenommen:

„Parkplätze fehle ohne Ende.“ (Interview 1:22f)

„Und des ist also dies, was mich hier am meiste stört. Und das es hier keine Geschäfte mehr gibt. ... Alles weg.“ (Interview 1:33f)

„Und äh wir haben also ja auch dieses Parkplatzproblem also ich habe kein Auto mir ist das eigentlich egal @((.))@ ich fahr mit dem Bus aber meine Tochter hat ein Auto.“ (Interview 1: 243f)

Die Schließung von kleinen Lebensmittelgeschäften wird – insbesondere für ältere Menschen - sehr beklagt, was beispielhaft an den folgenden Äußerungen deutlich wird:

„Wir hatten hier so kleine Läden. Viele Geschäfte, es war goldig. Am Riegerplatz, vielleicht kennen Sie das noch, ... Einkaufscenter, fand ich ganz süß. Ein kleines Zimmerchen und die hatten wirklich - wie so ein Einkaufscenter - fast alles. Ich hab da meine Nähsachen ... bekommen, ich hab da meine Schreibwaren bekommen, ich hab dann, wenn ich irgendwann keine Lebensmittel mehr hatte, dann hatten sie natürlich nichts Frisches, aber sie hatten Lebensmittel.“ (Interview 2:669f)

„Es gab Reformhaus, es gab Schreibwaren. Was alles die letzte Zeit weggefallen ist. Also die letzten Jahrzehnte ist das ja schon, die Umwandlung.“ (interview 1:703f)

„Die [gemeint sind die alten Menschen G. K.] können noch um die Ecke gehen, aber die können nicht über die Straße und mit dem Bus un, und Und schon mal gar nicht schwere Tasche nach Hause schleppe. Also ... Also ich muss auch meist zweimal gehen, weil ich das nicht mit einem Mal tragen kann und schwere Sachen muss meine Tochter halt, ...“ (Interview 1:347)

Das Thema „Verkehrsinfrastruktur“ stellt einen Schwerpunkt in der Diskussion dar, insbesondere aus der Perspektive der älteren Menschen sind einzelne Wohnquartiere im Stadtteil nicht gut erschlossen:

„Irgendwie müsste hier grade für alte Menschen das erschlossen werden. Denn hier, ich mein grade oberhalb der Dieburgerstraße gibt es viele Seniorenheime ... die kommen nit weg, die Menschen dort, wenn sie nicht jemanden haben, ja, die so nett sind, Rollstuhl schieben“ (Interview 2:245f)

„Ich hab nach oben den F-Bus. Ich hab nach unten den H-Bus. Wunderbar! Aber wie komm ich hier hin. Es ist manchmal, wenn ich Dinge zu erledigen hab, zum Beispiel geh ich sehr gerne hier, äh, in dieses Kopiergeschäft, äh, CopyWats, ja gut, 100 Fuß geht, dauert nicht (lacht). Aber wenn ich jetzt zurück will, schlecht. Gut, Taxie. Aber manchmal geht's auch nicht, dass ich runter gehe. Weil ich da eben körperlich Probleme hab.“ (Interview 2:210f)

„Wenn ich dann eingekauft habe und habe nicht Acht gegeben, da ist die Tasche zu schwer. ... Was mach ich kann? Ich muss den Berg hoch. Sie sehen ja schon, wie ich beim Berg runter leide (lacht) und jetzt den Berg hoch, ja ... schlecht. Gut, im Moment kann ich's mir noch leisten, dass ich sag, aha, ist ein Taxi da? Dann fahr ich eben mit dem Taxi heim. Aber weiß ich, wie lange ich das noch kann.“ (Interview 2:192f)

FREIZEIT -KIRCHENKONTAKTE - EHRENAMT

In Bezug auf Freizeitangebote und Möglichkeiten für Aktivitäten im Alltag für Erwachsene, insbesondere für die Gruppe der „jungen Alten“ wird das Martinsviertel als lebendig und vielfältig beschrieben, wobei auch die Nähe zu den

anderen Stadtteilen und die Möglichkeit der Nutzung dortiger Angebote als positiv empfunden werden:

„Es ist recht lebendig. Es ist innenstadtnah. Es hat sehr viel Angebote, also man kann immer wieder gucken, was es hier an Möglichkeiten gibt. Und man ist auch sehr schnell in nem anderen Viertel.“ (Interview 2:1162f)

Selbstbestimmt entscheiden können - und das bedeutet auch die Entscheidung gegen ein Angebot - ist eine wichtige Prämisse, die an der folgenden Aussage deutlich wird:

„Also ich tu gern selbst entscheide. ... Was ich mach und wo ich's mach und wo ich hingeh' un, un wenn das dann so in Zwang ausartet, dann dann zieh ich mich automatisch zurück.“(Interview 1:692f)

Finanzielle Begrenztheiten führen dazu, dass Angebote nicht wahrgenommen werden können, formuliert von einer Teilnehmerin in den folgenden Worten:

„Und äh, obwohl ich die Angebote auch ganz interessant finde, manche Sachen zumindest. Aber meisten scheiterts eben daran, dass ich denke, ne das muss ich jetzt nicht unbedingt haben, das ist mir zu teuer.“ (interview 1:1018f)

Im Fokus des Gespräches standen auch die (noch) älteren Menschen, für die ein breites Angebot nicht bekannt ist:

„Die Aussage, ne die Frage ist ja dann, was ist dann, wenn man noch älter wird? Wo geht man ... Als dies, da fehlt dann doch nochmal son bisschen an Angebot, ne?“ (Interview 1:336f)

Angebote der Kirche werden unterschiedlich wahrgenommen und besucht. Da gibt es die Teilnehmerin, die eher Distanz zur Kirche formuliert:

„Aber ich muss ehrlich, ich sage ich, ich gehör zwar in die Gemeinde und, und äh meine Kinner sind auch getauft alle, aber ich hab mit de Kirche so net viel am Hut.“ (Interview 1:642f)

Und es findet sich diejenige, die sich als konsequente Nutzerin und Besucherin aller Angebote seitens der Kirche(n)gemeinde sieht:

„Da habe ich noch nie etwas davon, wenn dann hier im Kirchhof a Flohmarkt is oder irgendein Fest, da bin ich auch immer. Also, ich bin da schon äh äh zugeneigt, gell.“ (interview 1:847f)

Skepsis gegenüber Kirche zeigt die dritte Aussage, wenn formuliert wird:

„Wenn ich jetzt Bezug nehme auf die Kirche, so in den letzten Jahren, nicht so wohl. ... Weil es eben einen sehr großen Umbruch meiner Meinung nach

hier gab. Auch durch das Zusammenlegen von Gemeinden und man wurde sich fremd. (interview 2:55f)

Überlegt wurden in den Diskussionen auch die Möglichkeiten des eigenen ehrenamtlichen Engagements, wobei die kontinuierliche Verpflichtung als eher hinderlich in Bezug auf die persönliche Flexibilität eingeschätzt wurde und eher zurückhaltend formuliert wurde:

„Also ich hatte... mir schon mal überlegt, ob ich in irgendso einen Kindergarten gehe @((2)) ... als Vorlesepatin.“ (Interview 1:619f)

„.. vielleicht auch mal Hausaufgaben machen könnte, wenn ich jetzt an eine pensionierte Lehrerin denke oder was auch immer, eine Erzieherin.“ (Interview 1:898f)

MICHAELSGEMEINDE

„ALSO WAS MIR JETZT AUFGEFALLEN IST, WAS ICH SEHR BEDAUERE IST, DASS HIER SO SEHR VIEL WECHSEL SIND MIT DEN BEWOHNERN. DAS LIEGT ABER DARAN, DASS DIE MIETEN EINFACH ZU TEUER SIND.“ (INTERVIEW 1:7f)

„JA, ABER ES IST WIRKLICH, DES MARTINSVIERTEL WIRD MEHR UND MEHR, ÄH ... AUSEINANDER GERISSEN, ... ALLEINE SCHON, WENN DU DIE PREISE SIEHST, DIE DORT STATTFINDEN, JA, VIELE KÖNNEN SICH EINFACH, DIE WIRKLICH JAHRZEHNTE HIER LEBEN, IM MARTINSVIERTEL GEWOHNT HABEN, DES NICHT MEHR LEISTEN, DES GEHT EINFACH NICHT!“ (INTERVIEW 2:224f)

Die erste Diskussion in der Michaelsgemeinde fand am 19. 04. 2013 statt, beteiligt waren sieben Personen, fünf Frauen im Alter zwischen vierzig und siebzig Jahren sowie zwei Männer im Alter von Ende dreißig und Mitte vierzig Jahre. Die Hälfte der Teilnehmer_innen ist seit längerem in der Bürgerinitiative „Lebendiges Martinsviertel“ aktiv. Diese Gruppendiskussion war die am besten besuchte und sie wurde - neben einer weiteren Diskussion im Martinsviertel- auch von Männern besucht. An einer zweiten Diskussion im Martinsviertel am 01. 11. 2013 beteiligten sich zwei Frauen und zwei Männer, alle im Alter zwischen Anfang und Ende vierzig.

WOHNEN UND WOHNUMFELD

Im Vordergrund der Diskussionen in der Michaelsgemeinde stand sehr eindeutig das Thema „Wohnungsentwicklung“. Von Verdichtungsprozessen betroffene Personen formulierten ihre Bedenken diesbezüglich eindeutig mit den Worten:

„Also das haben wir ja schon in Bessungen, im Johannesviertel tendenziell, aber mir wird es jetzt erst richtig bewusst, seid wir selber betroffen sind durch unser Nachbarhaus, wo wir das ganz schön beobachten können, wie also sukzessiv die Leute rausgeworfen werden, saniert wird, die Mieten erhöht werden.“ (Interview 1:31f)

Oder wenn formuliert wird:

„Ja, also mit anderen Worten, was hier fehlt in unserem Viertel, das sind Wohnungen, die noch für die Leute bezahlbar sind. Net nur lauter Klötze oder größere Sachen, die wie viel tausend kosten und die sich ja keiner leisten kann. Da geht die Schere da, selbst im Wohnungsbau da sehr weit auseinander.“ (Interview 1:284)

SOZIALE BEZIEHUNGEN

Das Einzugsgebiet der Michaelsgemeinde wird als Quartier gesehen, in dem es viele Begegnungs- und Kontaktmöglichkeiten gibt. Als Viertel mit vielen Kneipen und kleinen Lädchen und mit einer guten Infrastruktur für die tägliche Versorgung, wird es auch als Viertel mit guten Möglichkeiten für soziale Beziehungen eingeschätzt.

Kritisch wird angemerkt, dass Menschen im höheren Lebensalter und ganz besonders mit eingeschränkter Mobilität in der Gefahr stehen, zunehmend isoliert leben zu müssen.

„Also, am Fenster sieht man se schon, aber, es sind viele, die man nicht mehr auf den Straßen sieht.“ (Interview 2:1220f)

Für die eigene Person wird die Notwendigkeit eines Umzuges im Alter bereits antizipiert, wenn ein_e Teilnehmer_in formuliert:

„Es bedingt ja auch, dass man nicht viele ältere Leute sieht, einfach weil es sind Altbauten, es ist kein Fahrstuhl drin, sind viele Treppen zu laufen ... Also, wenn wir irgendwann mal nicht mehr können, dann müssen wir wegziehen. (Interview 2:1208f)

FREIZEIT

In Bezug auf Freizeitangebote für Erwachsene und ältere Menschen wird von vielfältigen Möglichkeiten gesprochen und es entsteht der Eindruck, dass diesbezüglich keine großen weiteren Bedarfe bestehen. Für Kinder und Jugendliche gibt es die deutlich formulierten Wahrnehmungen, dass das Angebot für Kinder sehr gut sei, für Jugendliche hingegen die Notwendigkeit bestehe,

Angebote auszubauen:

„Das Max-Riegerheim ist immer offen. Der Herrngarten, die bieten jeden Nachmittag offene Betreuung an, also Aktivspielplatz. Also hier ist unheimlich viel getan für Kinderbetreuung“ (Interview 1:428f)

„Da kommen wir nämlich zu dem zweiten Punkt, der mir sehr am Herzen liegt. Also ich finde die Stadt Darmstadt, die dürfte schon mehr tun für Jugendliche. Und da sprech ich jetzt vom Alter 13, 14 bis 17. Also in dem Alter, da gehen die junge Leute, zumindest die hier wohnen oder Kranichstein oder auch noch in Arheilgen, treffen sich im Herrngarten und dann gibt's Komasaufen. Wo sollen sie denn sonst noch hin?“ (Interview 1:485f)

THOMASGEMEINDE

„FRÜHER HABEN HIER SCHON AUCH MEHR ANGESTELLTE, HANDWERKER SO GEWOHNT, NE? ABER ÄHM DES GEHT VIELLEICHT N BISSCHEN MEHR JETZT - GEHT VIELLEICHT N BISSCHEN MEHR IN DIE IRGENDWIE REIN AKADEMISCHE RICHTUNG.“ (INTERVIEW 1:218f)

An der ersten Diskussion in der Thomasgemeinde am 04. 11. 2013 nahmen drei Frauen teil, alle mit dem Merkmal „(Kindergarten)mutter“, alle Anfang bis Mitte dreißig, verheiratet und mit bis zu drei Kindern. Bei der zweiten Diskussion in der Thomasgemeinde am 05. 11. 2013 beteiligten sich vier Frauen im Alter zwischen Ende fünfzig und Mitte sechzig.

WOHNEN UND WOHNUMFELD

Die Äußerungen zur Wahrnehmung des Stadtteils - die durchgängig ein positives Bild des Viertels zeichnen - lesen sich beispielsweise wie folgt:

„Man ist unheimlich schnell im Wald, man kann trotzdem in die Stadt laufen, und es hat trotzdem ne Infrastruktur, ... also man hat nen Bäcker und nen REWE usw., ohne dass es jetzt irgendwie gleich zu innenstädtisch wäre, es is immer so ne nette Mischung. Und auch so von der Bebauung, es sind immer viel Bäume dazwischen und viel Grün und trotzdem is es Stadt.“ (Interview 1:80f)

Wahrgenommen wird in den Diskussionen, dass die Teilnehmerinnen die Grenzen der Thomasgemeinde bzw. des Komponistenviertels sehr eigenwillig ziehen. Der Stadtteil endet an der Brücke zum Schwarzen Weg, dieser Bereich wird nicht als dazugehörig wahrgenommen. Ausführlich wird der Prozess der Verjüngung im Komponistenviertel beschrieben, der insbesondere aufgrund des hohen

Altenquotienten im Bereich des Oberfeldes nach der Wahrnehmung der Teilnehmer_innen in einem rasanten Tempo stattfindet.

„Ja, weil diese Strasse, waren..., das waren lauter ältere Leute und dann wurde ein Haus nach dem anderen verkauft. Wir sind praktisch die..., ja ab hier sind alles neue Leute.“ (Interview 2:62f)

*„Also das wechselt grad so'n bisschen. Aber als wir das - als wir dann hingezogen sind vor zehn Jahren, waren wir eigentlich wirklich die Jüngsten da mit Abstand und, ja, man unterhält sich mit den Nachbarn. Wir haben auch mal mit denen Kaffee getrunken oder so, aber es ist nicht - es hat sich nicht so ne Freundschaft entwickelt, weil wir einfach altersmäßig zu weit auseinander waren. Und ich denk aber, dass das grad- also grad die letzten Jahre sich hier total verändert, also wenn man auch sieht im Kindergarten, wie viele Neue dann immer dazukommen. Als ihr kamt, da kamen ja noch vier andere Familien, die hergezogen waren mit mit Kindern im Kindergarten, also es wechselt gerade ziemlich so in den letzten Jahren.“
(Interview 1:167f)*

„Ja, weil diese Strasse, waren..., das waren lauter ältere Leute und dann wurde ein Haus nach dem anderen verkauft. Wir sind praktisch die..., ja ab hier sind alles neue Leute.“ (Interview 2:62f)

Der Generationenwechsel ist auch in der folgenden Passage ablesbar:

„Generationswechsel, also auch im Terrassenhaus und so rundherum, also in den Häusern und in den Wohnungen wohnen wirklich ganz alte Menschen und ähm wenn die dann nicht mehr so können oder versterben, dann ziehen auch viel Familien zu.“ (Interview 1:225f)

Dieser Prozess des Generationenwechsels kann allerdings auch Probleme mit sich bringen, wie die folgende Aussage zeigt:

„Wir hatten mal so ne, so ne Begegnung, wobei es traf eine andere Mutter auf dem Spielplatz ... ja, wo ein älterer Herr sich wohl, äh ja, belästigt fühlte durch Kinder, wobei es normale Nachmittagszeit war, und die Kinder waren jetzt auch nicht wahnsinnig laut, aber der ja eine andere Mutter ziemlich angemacht hat.“ (Interview 1:183f)

SOZIALE BEZIEHUNGEN

Die Möglichkeiten der sozialen Beziehungen, insbesondere in den jungen Familien mit Kindern, werden in hohem Maße über den Besuch des Kindergartens bzw. der

Grundschule gepflegt. Kindergarten und Kirchengemeinde werde als Türöffner und Multiplikator für neue Kontakte angesehen:

*„Man konnte da im Wald laufen gehen und so, aber das war halt was ganz Anderes, weil man eben durch diesen Kindergarten und durch die Gemeinde dann überhaupt erst einen richtigen Bezug kriegt. Dann lernt man halt die anderen kennen und so, und vorher war's einfach nur n schönes Viertel.“
(Interview 1:14f)*

„Ich hab aber dann einen guten Einstieg gekriegt über die Krabbelgruppe hier, wo mein Sohn halt noch nicht in den Kindergarten kam und wir dann gesagt haben, wo kann man Leute aus diesem Viertel kennenlernen, dass man halt einen neuen Bekanntenkreis auch bekommt und das hat dann ganz gut geklappt und es sind auch sehr viele mit ihm zusammen dann in den Kindergarten gekommen. Und, ja, der Kindergarten war dann der Multiplikator, also das ging ganz schnell.“ (Interview 1:36f)

Kontakte und ein Kennenlernen über Generationen scheint keine Ausnahme zu sein. Auch wenn man zum Studium Darmstadt verlassen hat, eine Rückkehr ist bei vielen - so die Wahrnehmung - genau in das bekannte Viertel gewünscht und wird von manchen realisiert.

„Also es ist, glaube ich, auch ein sehr beständiges Viertel. Also, viele sind irgendwie mal zum Studium vielleicht weg gewesen, kommen aber dann wieder zurück.“ (Interview 1:46f)

„Gut, und dann kamen so nach und nach die Kinder, wir haben vier insgesamt, und, ja, dann kriegt man natürlich über Spielplatz und Kindergarten, Krabbelgruppe und so nochmal auch zu neu zugezogenen Kontakte, das ist eigentlich eine wirklich nette Mischung.“ (Interview 1:67f)

Traditionen in den nachbarschaftlichen Gepflogenheiten werden fortgesetzt und lassen die Annahme einer hohen Verbundenheit zu:

„Unsere Nachbarn die waren damals, als wir da einzogen, waren die auch so, vielleicht so alt wie wir jetzt sind, und die ham sich dann um unsere Kinder so, mhm, bemüht. Und jetzt sind da eben auch so ´ne junge Familie da eingezogen in das Haus mit auch kleinen Kindern, hab ich gesagt, so ich mach das dann, diese Tradition weiter, war ich jetzt vorgestern Abend, hab ich gebabysittet, ...“ (interview 2:109f)

Auch die folgende Diskussionspassage lässt ein „nettes Miteinander“ vermuten:

„Es is eigentlich wirklich ne nette Mischung, also bei uns wohnt ne ganz ...ältere Dame, kann nich mehr so laufen und so. Es ist ein ganz netter Kontakt. Wir bringen ihr dann immer mal was vom Einkaufen mit und ... die [gemeint sind die Kinder G. K.] besuchen sie dann und dann dürfen sie in diesem Fernsehsessel fahren und mit der Fernbedienung ne und gehen eigentlich immer gern hin und da machen se mal en Schwätzchen und ich denk, das ist auch für beide Seiten auch schön.“ (Interview 1:236f)

INFRASTRUKTUR

Bezogen auf die Versorgungsmöglichkeiten wird Zufriedenheit geäußert, kleine Geschäfte - nicht unbedingt billig - und alles Notwendige für den täglichen Bedarf ist vorhanden.

Allerdings wird die nachschulische Betreuung als nicht ganz so zufriedenstellend formuliert; mehrfach wird darauf Bezug genommen und z. B. formuliert:

„... wie is das dann in der Schule, welche Schule is das dann, wie is die Betreuung nach der Schule, wie is das möglich? und hab dann schon direkt den Hinweis erhalten, auf diesen äh, diesen Elternverein, die Maulwürfe, die die Betreuung an der Grundschule stellen und hab auch direkt gesagt bekommen, am besten sofort anmelden und hab damals, obwohl noch gar nich klar war, ob wir wirklich unsere Tochter wechseln lassen, hab das einfach getan und- ähm, war dadurch so früh, dass wir jetzt auch direkt zur Einschulung äh einen Platz erhalten haben, was aber viele, die schon seit Jahren im Viertel wohnen, wohl nicht haben, weil die sich halt nicht so früh schon angemeldet haben.“ (Interview 2:522)

Ein weiteres Ärgernis, welches auch von mehreren Diskutantinnen formuliert wird, ist das erhöhte Verkehrsaufkommen in der Flotowstraße, welche sich zur Hauptdurchgangsstraße des Viertel und als Zubringer für alle Autofahrer_innen in Richtung Frankfurt entwickelt hat und welches stark kritisiert wird:

„Aber was sich negativ verändert hat, dass, äh, die Flotowstrasse benutzt wird von wahnsinnig vielen Pendlern, die abkürzen, obwohl es ja eigentlich ne Anliegerstrasse is. Da saust morgens ein Auto nach em anderen da vorbei.“ (Interview 1:779f)

FREIZEIT

„Sportverein, ... Bücherbus, ... Musikschule, ... Familienzentrum, ... Sportgruppen, ... Yoga, ... Mütterstammtisch ...“ (Interview 1:585f)

werden als Beispiele für ein breit angelegtes und als vielfältig wahrgenommenes Freizeitangebot genannt, wobei die Orientierung deutlich über die Stadtteilgrenzen hinaus- geht. Unabhängig von diesen Angeboten wird von den teilnehmenden Frauen aber auch formuliert, dass ihnen ein Treffpunkt zu spontanen wie auch geplanten Treffen fehlt und dass sie sich gut vorstellen können, einen solchen Treffpunkt in dem Viertel zu etablieren, der gerne an die Kirchengemeinde angebunden sein könnte.

*„Na ja, zum Beispiel n Begegnungscafé oder so was ... ja, ich dachte jetzt sowas wie Nähen oder so ... Also wenn man das jetzt umsetzen wollte, denke ich, ging's am ehesten über die Kirchengemeinde, also weil des von den Räumlichkeiten und ja haben se eigentlich immer so offene Ohren,...“
(Interview 1:852f)*

„Also wir könnten uns das extrem gut hier im Flotowzentrum ... auf der Ecke vorstellen, wo im Moment diese Krankengymnastik ist, weil da ja auch so ein kleiner Vorplatz ist - ähm der Bäcker hat ja jetzt schon ein paar Tische rausgestellt, äh was auch schon viel genutzt wird.“ (Interview 1:317f)

„Aber was sich negativ verändert hat, dass, äh, die Flotowstrasse benutzt wird von wahnsinnig vielen Pendlern, die abkürzen, obwohl es ja eigentlich ´ne Anliegerstrasse is. Da saust morgens ein Auto nach em anderen da vorbei.“ (Interview 2:779f)

5.4.2 KIRCHENGEMEINDE EBERSTADT-SÜD

Der Stadtteil Eberstadt-Süd hat eine lange „Soziale-Stadt“-Geschichte und es besteht auch

„nach Beendigung der Förderphasen „Soziale Stadt“ in den Gebieten Kranichstein und Eberstadt-Süd weiterhin hoher Handlungsbedarf. Denn dort liegen auch die sehr stark belasteten Bezirke 750 Kirchtannensiedlung ...“¹

Diese Empfehlung wird im Sozialatlas der Stadt Darmstadt aus dem Jahr 2013 formuliert und beschreibt treffend die soziale Situation in Eberstadt-Süd mit der Kirchtannensiedlung. Nicht nur, dass der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund mit 22, 2, % in der Kirchtannensiedlung einen im Stadtvergleich überdurchschnittlichen Wert zeigt, sondern auch die Tatsache, dass sowohl der Jugendquotient in der Kirchtannensiedlung deutlich über dem städtischen Durchschnitt liegt, zeigt die Notwendigkeit einer intersektionellen Perspektive auf Stadtteilentwicklung. In Bezug auf die sozioökonomische Situation

¹ Stadt Darmstadt 2013:46

im Stadtteil steht der Bezirk 750 Kirchtannensiedlung u.a. mit einem Anteil von 32,95 % bei der Grundsicherung für Arbeitssuchende an der Spitze (vgl. Stadt Darmstadt 2013:15).

DIE INTERVIEWS

„Also ich mein, wie man wohnt, das macht ja ganz viel mit einem“ (interview 1:1104)

„WIE EIN GEMEINDEZENTRUM! WAS MANCHE IN DER GEMEINDE HABEN. OB DAS KLEINE DÖRFER SIND, DIE HABEN EIN GEMEINDEZENTRUM, DA TRIFFT SICH DIE ALTE [GENERATION G.K.] AUCH MAL ZUM KARTENSPIEL ODER DIE NACHBARSCHAFT SAGT MA DAS UND DAS UND DAS. DAS HABEN WIR HIER NICHT. (INTERVIEW 2:609F)

„SPEZIELL WENN SE KINNER HABE, WÜRD ICH KEINEM RATE, HIER HER ZU ZIEHEN“ . (INTERVIEW 3:1385)

„Wo WOHNST DU? SÜD 3? NEIN VERGISS ES.“ (INTERVIEW 4:648)

Das erste Interview fand am 15.2.2013 in der Stadtteilwerkstatt mit zwei Frauen im Alter von 65 und 50 Jahren statt. Das zweite Interview am 08. 03. 2013 wurde im Café (N)immersatt durchgeführt, es nahmen fünf Frauen im Alter von Mitte vierzig bis Ende sechzig Jahren teil. Das dritte Interview am 08. 03. 2013, durchgeführt in der Stadtteilwerkstatt fand mit drei Frauen im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren statt; davon eine mit Migrationshintergrund. Am vierten Interview am 06. 04. 2013 im Café (N)immersatt beteiligten sich drei alleinerziehende Frauen; alle im Alter zwischen Mitte und Ende dreißig und alle mit Migrationshintergrund.

WOHNEN UND WOHNUMFELD

Das erste Interview ist am Anfang geprägt von Aussagen zu der Situation in den Häusern, der direkten Wohnumgebung und den damit verbundenen Herausforderungen. Deutlich formulieren die beiden Gesprächsteilnehmerinnen ihren Ärger und ihre Frustrationen darüber, dass der Vermieter - im Gegensatz zu früheren Jahren - Hausmeisterdienste abgebaut hat. Wiederholt wird in der Diskussion der Vermieter als zu wenig tätig und personell unterbesetzt wahrgenommen:

„allein kann ... das nicht alles schaffen. Ist schon fleißig, fleißig aber so viele ... Gebäude sind da und er [gemeint ist der Hausmeister G.K.] schafft das allein nicht.“ (Interview 1:394f)

„Nur mit ..., dem Bauverein diese Reibungen, diese verschmutzte äh Kellerräume, diese Freifläche für de Kinner, Treppenhäuser, Flur. Treppenhäuser, die Eingänge das macht mich bisschen kaputt.“ (Interview 1:1182f)

„Ja, da ist immer Dreck, im Gebäude immer Dreck. Immer kaputt. Und so immer, jemand nimmt vielleicht Droge auch vor Haus. Hab ich Angst. (Interview 4:67f)

Es wird die Wahrnehmung geäußert, dass sich viele der Probleme durch die fehlende personelle Präsenz manifestieren. Die Entwicklung in den letzten Jahren wird in Bezug auf die Wohnungen und deren Verwaltung und Pflege als nicht positiv eingeschätzt, wenn mit Blick auf vierzig Jahre Erfahrungen, der folgende Schluss gezogen wird:

„... aber da war's in den ersten Jahren, war sehr schön und was das Problem ist: erstens haben se vierenachzisch die Hausmeister abgezoch; mir hatten also vorher einen Hausmeister, der hat im Haus gewohnt. ... musste ja auch net vierundzwanzisch Stunden da sein, aber der hat sich drum gekümmert, dass Hausordnung gemacht worden ist.“ (Interview 1:1530f)

An den beiden folgenden Passagen wird deutlich, dass es offensichtlich an Informationen mangelt und die Mieter_innen in den Häusern nicht wissen, wer Ansprechpartner_in ist:

„Hier die Ecke is ganz toll, mir ham viel Freifläche, mir ham hier die Geschäfte das ist alles ideal, wo hier de Schuh drückt bei de Bürger is ganz eifach: die Häuser von inne.“ (Interview 1:141f)

„Keine Hausmeister. Der Bauverein spart damit. Früher habe ich doch ab und zu welche dort gesehen. Jetzt sind gar keine .. Dort südlich habe ich keine, keine Hausmeister überhaupt gesehen. Ich weiß nicht, wer bedient unsere Häuser dort ...“ (Interview 1:400f)

Die wahrgenommenen Veränderungen der letzten Jahre werden auch in der folgenden Äußerung deutlich:

„Aber ich muss Ihnen ganz ... sache, mit den mit der vielen Problematik hier. ... Der hat auch nur zwei Händ' und zwei Füß'. Dann ist die Frau ... noch da. Die ist Sozialarbeiterin und die macht auch viel, aber es genügt net.“ (Interview 1:95f)

„Und wie isch eingezoge bei uns hat aner a Hausmeister a Wohnung im zweiten Stock, der war auch anwesend. Der hat geguckt ob

geputzt wird, der hat kontrolliert, äh der hat kleenere Reparaturen gemacht, mit Birne austausche und so kleine Sache. Äh äh, der hat die Außenanlage mitgemacht, die mir ja heut auch noch bezahle müsse, halt nur ohne Hausmeister, äh äh der hat so einiges mitgemacht.“ (Interview 1:1671f)

Einerseits sehen die Diskutantinnen das Wohngebiet Eberstadt-Süd als idealen Stadtteil mit einer guten Infrastruktur und es kommt eine hohe Identifikation mit dem eigenen Stadtteil zum Ausdruck, beispielhaft dazu folgende Interviewpassagen:

„Ich finde Eberstadt auch sehr schön und sehr gut. Ich bin zufrieden hier.“ (Interview 1:1182f)

„Im Viertel find ich, dass ich alles, was ich, wenn ich mal älter bin und brauch, hier in der Ecke hab. ... (Interview 1:1169f)

„Geschäfte, Ärzte, Ohrenarzt, Zahnarzt; is alles hier in der Ecke.“ (Interview 1:1174f)

„Wenn alle ein bisschen zusammen halten täten und alle ein bisschen mitarbeiten täten, wär Eberstadt ein Vorzeigeplatz.“ (Interview 3:1188f)

Andererseits wird an vielen Stellen die fehlende soziale Durchmischung kritisiert und als Ursache vieler Problemlagen eingestuft. Ebenso werden als ursächlicher Wirkungsfaktor die häufigen Mieterwechsel, zwanzig bis fünfundzwanzig Wechsel im Jahr werden genannt sowie der Haustyp „Hochhaus“ als Ursachen vieler Probleme gesehen, aber auch die multikulturelle Vielfalt wird als Auslöser für entstehende Konflikte in den Häusern vermutet.

„Hier gibt's gute Seiten, hier gibt es schlechte Seiten, wie überall. Aber bei uns is schwieriger. ... Hochhäuser, da ist mit einem Wort schon alles gesagt; null bis drei- dreizehn, sechzehn Stöcke is ...“ (Interview 1:1823f)

„Angenomme, das sind sechs Wohnunge oder acht Wohnunge, das fällt uff, wenn da aner aus der Rolle fällt. Den kann man noch mit erziehen in dem Sinn, nur in so a Hochhaus geht das net.“ (Interview 1:1589f)

Die Konzentration von Menschen in prekären Lebenslagen und/oder von Menschen mit Migrationshintergrund wird als die Wurzel vieler Problemlagen im Stadtteil formuliert:

„Das ist das Problem, wenn man die [gemeint sind Menschen mit Migrationshintergrund G.K.] net so aufenannerknallt, dass so was wie Integration wesentlich besser laufe kann. Weil da sin se gezwunge deutsch

zu schwätze. Äh, äh isch mein, die Deutsche sind ja net alle Stoffel, ich bin ja auch en Mensch, der auf anner zugeht und schwätz mit Händ und Füß, wenn's sein muss. Äh ich denke mal, das ist dann äh doch leischer, wie wenn se auf an Haufe geknallt werde und dann zieh'n die sich auch zusammen zurück.“ (Interview 1:1030f)

Die Ambivalenz zum eigenen Stadtteil wird auch deutlich, wenn man die folgende Äußerung betrachtet:

„Aber die richtigen Bewohner, welche verdienen, welche [die Miete G.K.] selbst bezahlen, die ziehen langsam weg, weil die verstehen, das ist kein richtige Um-, Um- Umfeld, auch für Kinner net.“ (Interview 1:191f)

“Ehm die sin natürlich nach und nach alle weggezoge, weil die gesacht haben Moment eh mal, das wird hier immer schlimmer, wieso soll ich mir das antun, da kann ich mir ma wo annders ne Wohnung nemme. Und dadurch is halt, ich mein das sind Sozialwohnunge, das sollte auch sozial Leute drin wohne, is schon richtig. Aber man hat das verkehrt angefange. Da sin nur noch sozial schwache Leut hier rin komme und dadurch hat sich das natürlich auch verändert.“ (Interview 3: 1424f)

SOZIALE BEZIEHUNGEN

Um soziale Beziehungen leben zu können, wird in mehreren Diskussionen von der Notwendigkeit eines Treffpunktes für Erwachsene gesprochen und konstatiert, dass es, trotz der vielen Aktivitäten seitens der Stadtteilrunde und der Professionellen keine tatsächliche Gemeinschaft und das es vor allen Dingen keinen Ort für selbstorganisierte Begegnungen gäbe:

„Also Kommunikation ich glaube von diese Seite gibt, bringt dieses Projekt „Soziale Stadt“ und diese Büro hier macht vieles. Weil die organisieren ((1)) diese großen Dinge wie Stadtteilst, ne. Da, bald kommt Müllsammelaktion. Also alles was mit äm äh mit großen [gemeint sind erwachsene G. K.] Menschen (Interview 1:663f)

„Das ist ja das, was ich sach. Es fehlt ganz einfach hier eine sogenannte Gemeinschaft. Gut unternanner kennt ma sich. Sie kennt Ich kenn genuch Deutsche, auch die noch hier her komme, die ma hier gewohnt habe.“ (Interview 1:829f)

„Hier ist gemischt. Auch national gemischt. Und jetzt müsst mer eigentlich nen Treffpunkt haben, wo alle ... ausländische Nachbarn, deutsche Nachbarn, was weiß der Teufel ... mit Kind und Kegel kommen

können“ (Interview 2:616f)

Formuliert wird von den Frauen der zweiten Diskussionsrunde, dass sie - wie auch die Frauen der ersten Diskussion - einen Raum für sich vermissen, in dem sie sich selbstorganisiert treffen können. Es gibt zwar Möglichkeiten, aber diese scheinen ihnen nicht ausreichend, wenn formuliert wird:

„Bei dem schönen Wetter können wir uns nicht in unseren Hof setzten. Deswegen geh ich halt hierhin [gemeint ist das Café(N)immersatt G. K.]. Hier trifft man mal wen, mit dem man ein bisschen reden kann. Und das ist es.“ (Interview 2:60f)

„Da hab ich ja gesagt, hier müsst mal ein Zentrum her, wo se mal feiern könnten. ... Treffpunkt der Nachbarschaft. Ja, das sie mal sagen, machen wir mal Sommerfest unter Nachbarn.“ (Interview 2:598f)

„Wie ein Gemeindezentrum! Was manche in der Gemeinde haben. Ob das kleine Dörfer sind, die haben ein Gemeindezentrum, da trifft sich die alte [Generation G. K.] auch mal zum Kartenspiel oder die Nachbarschaft sagt mal das und das und das. Das haben wir hier nicht.“ Interview 2:609)

Wiederholt wird auch in der dritten Diskussion der Wunsch nach einem gemeinsamen Zentrum formuliert; Beispiele aus anderen Stadtteilen werden benannt:

„Hier jetzt so ein Muckerhaus gehabt habe, das wär nicht schlecht. . , da kann man richtig grillen, man kann sich austoben, ohne dabei den Leuten auf die Füße zu treten. (Interview 3:700f)

„das gerade in unserm Gebiet sehr wohl wichtig wäre, eh die Leute hier auch zusammen zu bringen, wenn es funktionieren soll.“ (Interview 3:725f)

„Un dann hab ich halt gefoddert da ein Stück abzuzweigen un ebenso was zu baue für die Leute, wo mir sich also treffen kann, wo man auch mal Feste feiern kann, wo mer mitte Bürger auch was anfangen kann, mmhh? Und net nur zusamme kriegt, wenn Müllsammelaktion is, das ham mir ja sowie so dem ... zu verdanke, dass es so läuft. Eh eh aber es wurde rundweg abgelehnt, weil die Stadt kein Geld hat. Hm, wenn ich aber dann hör und weiß, dass de Dammbach der ja hier unne drunner entlang fließt von da hinne, das der ine Stadt wieder als Frontäne raus kommt, ...“ (Interview 3: 732f)

INFRASTRUKTUR

Bezüglich der Einschätzung zur Infrastruktur wird in der zweiten Diskussion eine hohe Zufriedenheit formuliert. Es gibt zwar einzelne Entwicklungen, die negativ beurteilt werden, aber im Großen und Ganzen wird die Versorgungs- und Einkaufssituation als gut beschrieben:

„Also erstens, man kann alles gut erreichen. Das Einkaufszentrum, was sie da vor Jahren gebaut haben. Da sollt ja auch ein Hochhaus hin, da haben wir Unterschriften gesammelt, dass da das Einkaufszentrum hinkommt.“ (Interview 2:327f)

Weniger positiv wird formuliert:

„Jetzt haben’s die AOK nach Darmstadt gesteckt, die war ja hier am Marktplatz. Die alten Leute müssen jetzt in die Straßenbahn und müssen in die Neckarstraß’. Wir haben’s hier, dann wird’s zugemacht, rentiert sich nicht mehr, Abmarsch!“ (Interview 2:294f)

FREIZEIT UND DIE JUGENDLICHEN IM STADTTEIL

In der Diskussion kommt deutlich zum Ausdruck, dass das Angebot für Kinder - ob im Bildungs- oder Freizeitbereich - als gut betrachtet wird. Als lückenhaft hingegen wird das Angebot für Jugendliche in folgenden Passagen bewertet:

„Hier ist für unsere Jugendliche praktisch nix. ... Nach zwanzig Uhr ist alles geschlossen in Eberstadt.“ (Interview 1:311f)

„Und wenn dann zu ist, dann ist zu und dann treibe die sich anschließend inne Häuser rum.“ (Interview 1:365f)

Auch in der zweiten Diskussion stehen die Jugendliche im Zentrum und werden als Gruppe wahrgenommen, für die im Stadtteil zu wenig Angebote vorhanden sind, wenn folgende Aussagen formuliert werden:

„Die Jugendlichen bräuchten wirklich mal Respekt. Es müsste ein Jugendzentrum hin, damit die Jugendlichen, dass die in der Gegend nicht alles kaputt machen.“ (Interview 2:69f)

„Und das fehlt! So ein Jugendzentrum, wo sie Tischtennis, wo sie kein Alkohol, aber Getränke kriegen können.“ (Interview 2:96f)

„Die Jugend wird hier nicht angesprochen von dem Angebot?“ (Interview 2:114f)

Es wird im Vergleich zur eigenen Jugendzeit formuliert, dass es die Jugendlichen heute sehr viel schwerer haben:

„Es müsste mehr für die Jugendlichen gemacht werden. ... Die wissen überhaupt nicht wohin. So sag ich mal. Wir haben's auch schwer gehabt, aber so was hat's nicht gegeben.“ (Interview 2:122f)

Mit großer Skepsis und sehr sorgenvoll wird die Perspektive für Kinder und Jugendliche, die im Stadtteil Eberstadt-Süd bzw. Kirchtannensiedlung leben, eingeschätzt.

„Ich hab' s bei meinem Sohn gemerkt, der ist ja hier groß geworden ist, hat der hier ne Lehrstelle gesucht, hat äh, das Problem Süd war schon ...“ (Interview 1:961f)

„Und dann, wenn sie schon sagt, ich wohn in Eberstadt, die sagen schon ich bin kriminell oder die denken schon ... oh ... wie heißt das ... Verschlechterung. Vor allem von die Kinder. ... In der Schule auch und so. Das ist auch sehr schwierig wegen mein Kindern. Oder große Tochter. Da wollen wir ihren Geburtstag feiern, aber niemand wollte zu uns kommen. (Interview 4:632f)

„wenn ich heut Kinner hätt und wer noch in dem Alter wie damals neunundzwanzich, dreißisch und selbst wenn ich ARGE-Empfänger wär, ich würd misch weigern, hierher zu ziehen mit meine Kinner. Das ist keine Ecke, wo ma Kinner erziehen kann.“ (Interview 1: 1656f)

5.5. ZUSAMMENFASSENDER ANALYSE - HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE STADTTEILENTWICKLUNG

Es geht in der folgenden zusammenfassenden Analyse darum, die unterschiedlichen Wahrnehmungen, die aus den einzelnen Interviews herausgearbeitet werden konnten, sozusagen auf die Folie des Stadtteils zu legen und auszuloten, welche Themen für die Menschen im Stadtteil in naher Zukunft und damit für die betroffenen Kirchengemeinden relevant sein könnten.

Martin-Luther-Gemeinde und Michaelisgemeinde

Im Blickpunkt steht die **Gruppe der älteren Menschen**, für die bei eingeschränkter Mobilität die aktuellen Möglichkeiten für Begegnungen und soziale Kontakte als sehr gering eingeschätzt werden und die Gefahr der Vereinsamung und Isolation - wie oben zitiert - formuliert wird. Ebenso wird die **Verkehrsanbindung** wie auch die **Nahversorgung** für die Gruppe der mobilitätseingeschränkten Menschen als mangelhaft angesehen.

Potentiale zum ehrenamtlichen Engagement lassen sich – wenn auch mit zaghaften Formulierungen – aus den Gesprächen generieren; Kinder und Jugendliche sind dabei die Zielgruppe.

In den Diskussionen in der Martin-Luther-Gemeinde wurde auch auf die **Problematik von Alkoholkonsum an öffentlichen Plätzen** hingewiesen. Festgestellt wird beispielsweise

„... je mehr se pendeln, um so mehr schwanke se dann. Un abends liege se dann da irgendwo in de Eck. ... Also de Riegerplatz. (Interview 1:1853)

Für diese Menschen Begegnungsorte im Stadtteil zu finden, wird als eine notwendige Initiative gesehen.

Die Herausforderungen für das Einzugsgebiet der Michaelsgemeinde knüpfen an die der Martin-Luther-Gemeinde an. **Verdichtungstendenzen im Stadtteil, steigende Mieten, der Verlust der Buntheit des Viertels** in Bezug auf soziale Milieus wie auch auf kulturelle Vielfalt werden in allen Diskussionen deutlich formuliert.

Die aktuellen Bestrebungen der Wohnungsverdichtungen werden unmittelbar als Auswirkungen auf Stadtteilentwicklung und Bevölkerungszusammensetzung gewertet:

„Also ich finde, man sollte diese Mischung, wie soll ich sagen, man sollte nicht so segregieren, dass man sagt, hier sind, wohnen jetzt nur Alte. Oder man sagt, am Stadtrand, Seniorenheim. Und dann aber auch nicht so machen, dass man sagt, in der Stadt machen wir jetzt diesen Teil nur für ältere Leute. Sondern es muss ganz gemischt sein. Also es darf gar keine Frage mehr sein, es ist irgendwie nach keinem Muster gemischt, es ist, aber ne Streuung ist vorhanden. Also eine Streuung, die ne, ne paritätische Streuung der Wohnungen.“ (Interview 1:1396f)

„Weil jetzt sind wir ja noch gut durchmischt hier. Also kulturell und auch von den Schichten her finde ich das immer noch ein spannendes Viertel, ja.“ (Interview 1:53f)

„Dass die Stadt da sehr mauert irgendwie und ähm, wir wollen da jetzt einfach mal versuchen ranzukommen. Also zumal einfach diese Rot-Grüne-Regierung Transparenz und Bürgerbeteiligung so auf ihre Fahnen geschrieben hat und das grade eben überhaupt nicht macht.“ (Interview 1:81f)

Eine zweite Thematik, die auch die Menschen in der Michaelsgemeinde beschäftigt, sind die **infrastrukturellen Gegebenheiten aus der Perspektive**

älterer Menschen. Es wird von einem vielfältigen Freizeitangebot berichtet, es wird aber auch formuliert, dass mit steigender Immobilität die Erschwernisse zunehmen und wegen fehlender Mobilitätsangebote, die eigene Häuslichkeit nicht mehr verlassen werden kann.

Thomasgemeinde

Die Herausforderungen des Komponistenviertels für die kommenden Jahrzehnte könnten ganz besonders stark im Kontext des o. b. **Generationenwechsels** zum Tragen kommen. Wenn bereits heute eine Teilnehmerin feststellt,

„dass meine Mutter in den letzten Jahren, als sie dann 80 war oder so, immer gejamert hat und gesagt hat, ich muss mir ein Taxi bestellen, ich kann nicht bis zu den Bushaltestellen gehen.“ (Interview 2:683f)

wird die Problematik der **begrenzten Mobilität für ältere Menschen** auch hier sehr deutlich. Im Rahmen des Wunsches nach einem **Café und Begegnungszentrum** - gerne an die Kirchengemeinde angebunden - ist die Möglichkeit der Thematisierung gerade dieses Generationenwechsels, der (nicht nur) in diesem Stadtteil begonnen hat, durchaus eine Möglichkeit und Chance eines **intergenerativen Miteinanders**. Langfristig wird es aus Gründen der Verkehrssicherheit und Gründen der Lärmbelästigung auch zur Thematisierung der **Verkehrssituation in der Flotowstraße** kommen.

„Aber was sich negativ verändert hat, dass, äh, die Flotowstrasse benutzt wird von wahnsinnig vielen Pendlern, die abkürzen, obwohl es ja eigentlich ´ne Anliegerstrasse is. Da saust morgens ein Auto nach em anderen da vorbei.“ (Interview 2:779f)

Ev. Kirchengemeinde Eberstadt-Süd

Die durchgeführten Interviews zeigen, dass es einen hohen Handlungsbedarf in Bezug auf **Wohnen und Wohnumwelt** gibt. Mehrfach wird die als schlecht wahrgenommene personelle **Ausstattung im Hausmeisterdienst** und fehlende **Ansprechbarkeit bei dem Vermieter** formuliert, eine deutliche Verschlechterung der letzten Jahre kritisiert und es schwingt in vielen Passagen eine Wahrnehmung mit, die den Stadtteil als „abgehängten“ einordnet. Ausführlich wird in den Gesprächen auch daran Kritik geübt, dass es fragwürdig erscheint, ob die Konzentration von vielen Menschen in prekären Lebenslagen einem Stadtteil „gut tut“ oder ob nicht eine Stadtentwicklungspolitik gerade in „Soziale-Stadt“-Gebieten umgesetzt werden müsste, die Segregationsprozesse minimiert. Mehrfach wurden

in den Interviews positive Äußerungen zu dem Stadtteil formuliert. Es bleiben dennoch die **negativen Selbsteinschätzungen** präsent, wenn die Perspektiven des Stadtteils wie folgt eingeschätzt werden:

„Wenn ich mir überleg wie viel, äh das is das nächste Problem, was auf uns zukommt, wie viel äh Minijobber mir ham und zwar im Alter zwischen so fünfundvierzisch und sechzisch. Mh, mh was in fufzehn, zwanzisch Jahre hier los is und sie baue keine Sozialwohnungen mehr und die müssen all aufs Grundsicherungsamt. Ich weiß net, was unsere Politiker sich da denke dabei“ (Interview 1:1735f)

„Genausowas wie hier! Wie jetzt Süden, da wirst Du gemieden. Was? Da kriegen sie doch keine Lehrstelle von uns, um Gottes Willen.“ (Interview 2:725f)

Ausgehend von den oben zitierten Passagen hinsichtlich **fehlender Freizeit- und Bildungsangebote für Jugendliche**, kann dieser Bereich als ein wichtiges Handlungsfeld identifiziert werden.

Als Problembereiche werden in der Diskussion weitere benannt. Da sind zum einen die Menschen, die sich tagsüber an bestimmten Orten im Stadtteil aufhalten und - mehr oder weniger viel - **Alkohol und Drogen** konsumieren.

„Die stehen hier wenn's kalt is. Äh das hat der Herr ... mal angesprochen, weil in Hamburg gibt's ja sowas und in manche andere Städte scheinbar auch, wo ma des macht. Aber da is ma gar net druf eingegangen.“ (Interview 1:516f)

An dieser Stelle wird dem Bedauern Ausdruck verliehen, dass es für diese Menschen im Stadtteil keinen möglichen Ort gibt, an dem sie sich aufhalten können, wie z. B. eine Tee- oder Wärmestube.

Als Herausforderung ist zum anderen das **Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit** einzuordnen, welches in der folgenden Aussage, die eine - in einer Wohnung stattgefundene - Vergewaltigung thematisiert, zum Ausdruck kommt:

„Auf jeden Fall da war die Tür so labil, der muss wohl nur kurz dagegen gedrückt haben, da war die Tür offen und dann war er bei die Frau drin in Schlafzimmer. Also ruck zuck is das gelaufen. Eh, also Sicherheitsmaßnahmen, nee, würd ich net sagen, das man das hier hat. Dass man sich jetzt wohlfühlt.“ (Interview 3:1368f)

Mehr Sicherheit wünscht sich aber auch die Mutter, die formuliert:

„Das heißt, ich lass nicht mal die zwei Kinder alleine so lang draußen. Es ist

dann - Ich hab immer Angst, oh, das irgendwas passiert (Interview 4:31f)

Eine andere Teilnehmerin hingegen relativ die Problematik mit der Äußerung:

*„Wir sind durchschnittlich, so wie alle anderen in Darmstadt auch ... von Kriminalität, ich hab schon mit Polizei, ich hab schon paar Mal die Frage gestellt ne. Und die, die sagen einfach: durchschnittlich, wir sind nicht krimineller als Darmstadt-Mitte oder irgendwelche andere Stadtteile. Also hier passiert nichts Besonderes, in schlechte Richtung meine ich, ne.“
(Interview 1:1211f)*

6 DER EXPERT_INNENWORKSHOP (Silke Krug)

Am 13. September 2013 fand in der Evangelischen Hochschule Darmstadt der Workshop für die Akteur_innen der teilnehmenden Kirchengemeinden statt. Dazu wurden auf Veranlassung der Gemeindepfarrer_innen Akteur_innen aus den Gemeinden und kooperierenden Einrichtungen und Unternehmen eingeladen. Ziel war die Information über das Forschungsprojekt und den aktuellen Forschungsstand sowie die Reflexion und Ermittlung eigener Erwartungen.

Trotz vorheriger Zusagen kooperierender Einrichtungen und Unternehmen, rekrutierten sich die Workshopteilnehmer_innen letztendlich aus den gemeindezugehörigen Akteur_innen der Kirchenvorstände, Gemeindefacharbeiter_innen der Kinder- und Jugendeinrichtungen sowie der Einrichtungen für Senior_innen und pflegebedürftiger Menschen

Im Rahmen einer Vorstellungsrunde formulierten die Teilnehmer_innen ihre Erwartungen an den Workshop. Diese werden in nachfolgender Ergebnisliste aufgeführt.

In einem weiteren Schritt verorteten sich die Teilnehmer_innen mit den Tätigkeitsschwerpunkten ihrer Einrichtungen auf einem übergreifenden Stadtteilplan.

Zusätzlich wurden Pins zu den Kategorien

- Altersstruktur
- Lebenslagen
 - Migrationshintergrund
 - Menschen in prekären Lebenssituationen (z.B. Armut, Wohnungslosigkeit)
 - Menschen mit Behinderung, Krankheit, Pflegebedürftigkeit gesetzt.

Im Ergebnis zeigte sich, dass im Einzugsgebiet der **Thomasgemeinde** die Personengruppe der über 60-Jährigen bis Hochbetagten sehr stark repräsentiert ist, die Gruppe der 3 bis 6-Jährigen gut und die Gruppe der 19 bis 30-Jährigen gering bis nicht repräsentiert sind. Der Indikator „Migrationshintergrund“ ist vorhanden, hat aber keine einschränkende Wirkung, sondern ist beispielhaft als Kind aus einer Familie mit akademischem Hintergrund anzutreffen, welches zweisprachig aufwächst. Der Indikator „Armut“ ist im Bereich der Seniorenwohnanlage „Schwarzer Weg“ verortet und betrifft prekäre Lebenssituationen im Alter.

Die **Martin-Luther-Gemeinde** hat einen starken Repräsentationswert in der Personengruppe der 0 bis 6-Jährigen und 7 bis 12-Jährigen. Gut repräsentiert ist auch die Gruppe der über 60-Jährigen. Der Indikator „Migrationshintergrund“ ist in hohem Maß vorhanden. Ebenso stark ist der Indikator „Pflege- und Unterstützungsbedarf“ repräsentiert. Der Indikator „prekäre Lebenssituation“ wird divergent wahrgenommen; so schätzen die Gemeindevertreter_innen den Bestand an prekären Lebenssituationen als eher gering ein, während der Vertreter der Kinder- und Jugendarbeit die Armut als stärker ausgeprägt erlebt.

Für die **Michaelsgemeinde** zeigt sich eine starke Repräsentation bei der Personengruppe der 3 bis 6-Jährigen sowie der 7 bis 12-Jährigen. Ebenso stark repräsentiert ist die Personengruppe der über 60-Jährigen bis Hochbetagten. Die Personengruppe der 13 bis 18-Jährigen hingegen gilt als gering bzw. nicht repräsentiert. Der Indikator „Pflege- und Unterstützungsbedarf“ ist dominant. Die anderen Faktoren können nicht eindeutig festgestellt werden, da es dazu keinen genauen Kenntnisstand gibt, sondern eher die Aussage „Es gibt vermehrt prekäre Lebenssituationen aber, wir kennen sie nicht“, Gültigkeit hat.

Die Teilnehmer_innen gaben zu bedenken, dass im Martinsviertel, auf Grund der räumlichen Nähe, Angebote gemeindeübergreifend genutzt werden im Sinne von „Jugendliche sehen das Watzviertel, nicht die Gemeinde“. Das Fazit aus dieser Runde lautete: „Es besteht eine gute Basis für Weiterentwicklung“.

Es folgte eine Diskussion nach der Fish-Bowl-Methode, deren Ergebnisse ebenfalls in nachfolgender Tabelle aufgeführt sind.

In der Abschlussrunde wurde die Frage erörtert: „Was können die nächsten Schritte sein?“

Daraus ergaben sich die folgenden Beiträge:

- Darauf achten, welche Bedarfe in der Begegnung mit Menschen zurückgemeldet werden.

- Erneutes Treffen mit den Akteur_innen aus den Stadtteilen → Vernetzung.
- Überlegen, wie andere Akteur_innen, außerhalb der Kirchengemeinde, mit „ins Boot“ geholt werden können.
- Abwarten bis zum Forschungsergebnis, um es als Grundlage für weitere Schritte und die Vernetzung mit Kooperationspartner_innen zu nutzen.
- Die teilnehmenden Gemeinden und das Dekanat werden das Forschungsergebnis reflektieren und daraus weitere Schritte konzipieren.
- Verstärkte Aktivierung von Ehrenamtlichen.
- (Gedankliche) Suche für einen geeigneten Standort für ein Familienzentrum.
- Familienzentrum ist nicht räumlich zu verstehen, sondern kann durch verschiedene Plätze verortet sein.
- Die Bedarfsermittlung durch Akteur_innen ist häufig eine Interpretation vor deren persönlichem Hintergrund.
- Es besteht Skepsis bezüglich der tatsächlichen Einbindung anderer als kirchlicher Träger. Wird das Familienzentrum ein kirchlich-strukturiertes Konstrukt?
- Befürchtung einer zu langen Umsetzungsdauer.
- Beibehaltung kurzer Kommunikationswege.
- Nachhaken, warum nur eine Vertreterin einer nicht-kirchlicher Einrichtungen zum Workshop gekommen ist.
- Gemeindestrukturen auf den Prüfstand stellen.
- Direkt starten, nicht auf das Forschungsergebnis warten.
- Den Kontakt durch den Workshop nutzen, um direkt in den Prozess einzusteigen → Wer kann was? → Wer kennt wen? → Ideenaustausch und Kooperation

Erwartungen	Bedarfe	Strukturelles	Stolpersteine	Identität
Projektinformation	Zugehörigkeit zum Stadtteil	Ehrenamtsgruppen einbinden	Kommunikationsprobleme	Wer ist „Wir“?
Richtungsgebung	Christl. Kinder- und Jugendarbeit wird gesucht	Clearingstelle im Stadtteil	Kinder bekommen Räume zugewiesen → Nachbarschaftskonflikt	Wechselwirkung → Angebot + „Wir“
Klarheit	Sakrale Räume	Niedrigschwellige Angebote	Fehlendes Matching	Wo ist das christl. Profil?
Gemeindeidentität vs. Gemeindeangebot	Bedürfnis nach Religion	Vernetzung bestehender Angebote	Fehlende finanzielle Ressourcen	Religion spielt bei der Nutzung der Einrichtungen oft keine Rolle
Kooperation	Veranstaltungsräume fehlen	Vernetzung/Kooperation, um gewonnenes Vertrauen weiterzutragen	Altersheim abgeschottet → welche Bedürfnisse gibt es?	Ausschluss durch christl. Arbeit?
Begriffsklärung	Angebote für pflegende Angehörige	Öffentlicher Raum = Begegnungsraum	Ehrenamt ist erschöpfliche Ressource	Angst vor Indoktrinierung
Neugierde	Unterstützungsbedarf vs. Pflegebedarf Fehlendes Unterstützungsnetz	KiGa als Gemeindegang	Einschränkung durch Nachbarschaft → Gemeindegang	Bewusstmachung, dass es um Menschen geht → Beziehungsarbeit

Interesse	Zu lange Wartezeiten bei akutem Beratungsbedarf → z. B. Schuldnerberatung, Frühberatung	Wo passiert Austausch zwischen den Gruppen?	Schwellenangst	Kooperation mit anderen Trägern (Hausrecht?)
Impulse	Fehlende Nachmittagsbetreuung für Schulkinder			Kirche als Ort für Begegnung und Kommunikation
Austausch	Einkaufs- /Besorgungsdienst für ältere Menschen			Kirche als praktischer Lebensbegleiter
Bedürfnisse d. Akteur_innen	Beheimatung im Glauben			
Wahrgenommene Bedürfnisse				
(Vorläufige) Ergebnisse				

6.1. DIE WORKSHOP-ERGEBNISSE AUF DER FOLIE DER GRUPPENDISKUSSIONEN

Die im Workshop formulierten Erwartungen und Diskussionsergebnisse zeigen in mehreren inhaltlichen Fragen eine Übereinstimmung mit den Themen der Gruppendiskussionen. Im Folgenden werden diese bezogen auf die einzelnen Kirchengemeinden² gegenübergestellt:

Martinsviertel mit Martin-Luther und Michaelsgemeinde

In dem Protokoll des Workshops wird festgestellt, dass „Jugendliche das „Watzviertel“ und nicht die Kirchengemeinde sehen“. Diese Feststellung hat sich auch in den Gruppendiskussionen wiederholt gezeigt und macht es fast unmöglich, „getrennt zu denken“ und folglich auch schwer, getrennte Handlungsoptionen zu entwickeln. In dem Workshop wird festgestellt, dass die Personengruppe der 0 bis 6-Jährigen und der 7 bis 12-Jährigen in beiden Kirchengemeinden sehr gut repräsentiert, die Gruppe der Jugendlichen in der Michaelsgemeinde hingegen gering bis gar nicht vertreten ist. Für beide Kirchengemeinden wird in dem Workshop auch die Feststellung getroffen, dass der Anteil der über 60-Jährigen bis in die Altersgruppe der Hochbetagten stark vertreten ist. Diese Wahrnehmungen spiegelt sich insofern in den Diskussionen wieder, dass zwingender **Handlungsbedarf für Aktivitäten der Jugend** formuliert wird, dass aber ebenso dringend die **Gruppe der älteren Menschen mit ihren heterogenen Bedarfslagen** in den Blick zu nehmen ist, insbesondere die Menschen, die mobilitätseingeschränkt sind und/oder einen Pflege- und Unterstützungsbedarf haben. **Armut und prekäre Lebenslagen** werden in dem Workshop eher als „verstecktes Thema“ wahrgenommen; ebenso wird auch in den Diskussionen mehr oder weniger zwischen den Zeilen formuliert, dass bestimmte Angebote für Senior_innen zu teuer sind.

Thomasgemeinde

Die Vertreter_innen der Thomasgemeinde stellen in dem Workshop fest, dass die Personengruppe der über 60-Jährigen bis Hochbetagten stark repräsentiert ist, die Gruppen der 3 bis 6-Jährigen und Jugendlichen und jungen Erwachsene hingegen nur marginal vertreten sind. Im Workshop wird das Thema „Armut“ in der Seniorenwohnanlage „Schwarzer Weg“ verortet und ist somit unter „Armut im Alter“ einzuordnen. Die Wahrnehmung aus den Diskussionen im Hinblick auf dieses

² Zu der Evangelischen Kirchengemeinde Eberstadt-Süd liegen hierzu keine Informationen vor, da keine Akteur_innen an dem Workshop teilgenommen haben.

Thema ist eher die, dass der Bereich des Schwarzen Weges nicht zum Stadtteil zugehörig gesehen wird. Anders verhält es sich mit der Wahrnehmung des Generationenwandels insgesamt, dieser wird auch von den Diskutant_innen als Herausforderung gesehen und ist aktuell bereits spürbar.

7 EMPFEHLUNGEN (Gabriele Kleiner)

In Anlehnung an die unter Kapitel 2 formulierten Positionen von Kirchengemeinde im 21. Jahrhundert und den unter Kapitel 5.5. formulierten Herausforderungen für die Stadtteile und damit auch für die Kirchengemeinden wird es zukünftig darum gehen müssen, sich verstärkt in die sozialpolitischen Diskurse von Stadtentwicklung und Stadtpolitik einzumischen. Wenn es die primäre Aufgabe Sozialer Arbeit, kirchlicher und gemeindediakonischer Arbeit ist, Zugangsgerechtigkeit zum Rechtssystem, zu gesellschaftlichen und politischen Planungs- und Entscheidungsprozessen, zu Bildungs- und Gesundheitssystem und damit zur Realsierung von (mehr) sozialer Gerechtigkeit beizutragen, müssen Kirchengemeinden sich verstärkt diesen Themen stellen.

Für die konkrete Praxis einer gemeinwesenorientierten wie auch einer gemeindediakonischen Arbeit geht es um

- die Sicherung der Integration in die Gesellschaft,
- die Initiierung und Unterstützung sozialpolitischer Planungsprozesse,
- die Stärkung von Interessensvertretung,
- die Schaffung von Partizipationsstrukturen,
- die Verhinderung von Benachteiligungen und
- die Stärkung der Solidarität zwischen den Generationen (vgl. Thiersch u.a. 2010).

Wenn eine bedarfs- und bedürfnisgerechte Stadt(teil)entwicklungspolitik umgesetzt werden soll, dann gilt es hier

„geeignete Strukturen weiterzuentwickeln und diese vor Ort dauerhaft umzusetzen. Eine Bündelung von investiven und nicht investiven Maßnahmen bilden übergreifende und integrative Handlungskonzepte, die in der AG Sozialplanung abgestimmt werden sollen.“ (Wissenschaftsstadt Darmstadt 2013:46)

Kirchen(gemeinden) müssen sich mit dieser Thematik auseinandersetzen und entscheiden, ob sie sich nicht sehr viel stärker als bisher in diese Strukturen einbringen und engagieren. An dieser Stelle sei noch einmal auf Evers (vgl.

2013:33) verwiesen, der im Rahmen von „Kirche findet Stadt“ klar formuliert, dass sich Kirchen stärker einbringen müssen in sozialpolitische Diskussionen und Aktionen, wenn er auf die wachsende gesellschaftliche Spaltung hinweist und fordert, dass es den Kirchen(gemeinden) darum gehen muss, im Schulterschluss mit den Kommunen und anderen Akteur_innen im Sozialraum, Zusammenhalt zu gestalten, Milieuerengung zu überwinden, gegen Ausgrenzung und für gerechte Teilhabe einzutreten.

Literatur

Bohnsack, R.; Nentwig-Gesemann, I.; Nohl A.M. (2007²): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihrer Forschungspraxis. In: Diess.: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden, S. 9-27.

Bohnsack, R. (2010⁸): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die qualitativen Methoden. Opladen und Framington Hills, MI.

Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013): Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bonn.

Coenen-Marx, C. (2013): Teilen und teilhaben – Gemeinden im Quartier In: Kirche findet Stadt: Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung. Erfahrungen - Handlungsempfehlungen - Perspektiven, Berlin, S. 30-33.

Dahme, H.J.; Wohlfahrt, N. (2010): Regiert das Lokale das Soziale. Grundlagen der Sozialen Arbeit. Band 24. Hohengehren.

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V. (2007): Handlungsoptionen Gemeinwesendiakonie. Berlin.

Evangelische Kirche Deutschland (2006): Gerechte Teilhabe. Befähigung zur Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland. Gütersloh.

Evers, A. (2013): Kirche findet Stadt, oder: Wie können innovative Projekte wirksamer werden? In: Kirche findet Stadt: Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung. Erfahrungen - Handlungsempfehlungen - Perspektiven, Berlin, S. 34-37.

Fehren, O. (2008): Wer organisiert das Gemeinwesen? Berlin.

Flick, U. (2005): Qualitative Sozialforschung. Hamburg.

Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. (2004): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, U.; von Kardorff, E.; Steinke, I. : Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, S. 13-29.

Froschauer, U.; Lueger, M. (2003): Das qualitative Interview: zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien.

Gabriel, K. (2010): Kirchen in der Zivilgesellschaft. In: Eurich, J.; Barth, F.; Baumann, K.; Wegner, G. (Hrsg.): Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung. Wiesbaden, S. 381 - 394.

Grunwald, K.; Thiersch, H. (2004): Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Weinheim.

Institut für Soziale Arbeit e.V. (2001): Fachforum zur sozialraumorientierten Planung. Braunschweig.

Karl, F. (2003): Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie. Weinheim.

Kirche findet Stadt (2013): Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung. Erfahrungen - Handlungsempfehlungen - Perspektiven. Berlin.

Kuckartz, U. (2007): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden.

Läpple, D. (1992): Essay über den Raum. In: Häußermann, H. (Hrsg.): Stadt und Raum - Soziologische Analysen. Pfaffenweiler.

Mayring, Ph. (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim.

Meuser, M. (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. In: Bohnsack, R., Marotzki, W. & Meuser, M.: Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen & Farmington, Hills MI.

Rüßler, H. (2008): Altern in der Stadt. Neugestaltung kommunaler Altenhilfe im demografischen Wandel. Wiesbaden.

Schlegel, F. (1967): Athanäus-Fragmente. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Band 2, München, Paderborn, Wien, Zürich, S. 165-256.

Schmälzle, U. Fr. (2013) Kirchen als Solidaritätsstifter. In: Kirche findet Stadt: Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung. Erfahrungen - Handlungsempfehlungen - Perspektiven, Berlin, **S. 26-29.**

Schönig, W. (2012): Born to be wild? Aktuelle Varianten, Zielgruppen und Haltungen der Gemeinwesenarbeit. In: Bladow, R.; Knabe, J.; Ottersbach, M. (2012): Die Zukunft der Gemeinwesenarbeit. Von der Revolte zur Steuerung und zurück? Wiesbaden. S. 29-42. **Schütz, A.; Luckmann, Th. (2003):** Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.

Stoik, Chr. (2013): GWA als intermediäres und parteiliches Handeln in der deliberativen Demokratie: Oliver Fehren. In: Handbuch Gemeinwesenarbeit. Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit. Band 4. S. 105-110.

Strohmeier, K. P. (2007): Familien in der Stadt - Herausforderungen der städtischen Sozialpolitik. In: Baum, D. (Hrsg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden, S. 246-261.

Thiersch, H. (2002): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. München.

Thiersch, H.; Grunwald, K.; Köngeter, St. (2010): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, W.: Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden, S. 175-197.

Wissenschaftsstadt Darmstadt (2010): Rahmenkonzeption für Gemeinwesenarbeit in Darmstadt. In Kooperation mit dem Diakonischen Werk Darmstadt-Dieburg und dem Caritasverband Darmstadt e.V.. Darmstadt

Wissenschaftsstadt Darmstadt (2012): Demografiebericht 2012. Perspektiven für Darmstadt. Statistische Mitteilungen 1/2012. Amt für Wirtschaft und Stadtentwicklung der Wissenschaftsstadt Darmstadt.

Wissenschaftsstadt Darmstadt (2013): Sozialatlas Darmstadt. Beiträge zur Sozialberichterstattung 2013. Sozialdezernat der Wissenschaftsstadt Darmstadt.

Zellfelder, P.-H. (2010): Gesellschaftsdiakonische Bedeutung von Kirchengemeinden. In: Herrmann, V.; Horstmann, M. (Hrsg.): Wichern drei - gemeindediakonische Impulse. Neukirchen-Vluyn. S. 66-75.

<http://www.darmstadt.de/fileadmin/Bilder->

[Rubriken/Standort/Statistik und Stadtforschung/pdf/jahrbuch/02Bevoelkerung/K02-StatBez.pdf](http://www.darmstadt.de/fileadmin/Bilder-Rubriken/Standort/Statistik_und_Stadtforschung/pdf/jahrbuch/02Bevoelkerung/K02-StatBez.pdf) (Abruf 14. 01. 2014)

www.htw-saarland.de/sowi/1oelschlaegel_htw-2010.pdf (Abruf: 14.08.2013)

Angaben zur Person

Gabriele Kleiner, Jahrgang 1956, Dipl. Sozialarbeiterin, Dipl. Sozialgerontologin, langjährige Praxiserfahrung in der klinischen Sozialarbeit. Freiberuflich tätig in der Beratung, Fortbildung, Konzept- und Projektentwicklung im Bereich der Sozialen Gerontologie. Seit 2006 Vertretungsprofessur für Soziale Gerontologie, seit 2011 berufen als Professorin für Theorien und Methoden Sozialer Arbeit an der Evangelischen Hochschule Darmstadt.

Beiratsmitglied im DemenzForumDarmstadt, Mitglied der Betriebskommission des Eigenbetriebes Darmstädter Werkstätten und Wohneinrichtungen der Stadt Darmstadt, Mitarbeit in der Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrates zur Weiterentwicklung der Berufsakademie Sachsen; Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie.

Silke Krug, Jahrgang 1966, Sozialarbeiterin BA, Dipl.-Informationswirtin. Praxiserfahrung in der Sozialberatung, sowie in dem Coaching von Langzeitarbeitslosen. Beratungs- und Seminartätigkeit in verschiedenen Projekten für Alleinerziehende.

Claudia Maier-Höfer, Jahrgang 1967, Dipl. Pädagogin, Musiktherapeutin, wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Kindheit, Familie und Jugend an der Universität zu Köln, Forschungen, Projekte und Fortbildungen im Bereich Bildung in der Kindheit, 2009 berufen als Kindheitswissenschaftlerin an die Evangelische Hochschule Darmstadt.

Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, der Luria-Gesellschaft, des wissenschaftlichen Beirats des Bundesverbandes evangelischer Ausbildungsstätten (BeA) und associate Member des "Research Centre for Children, Family and Community" an der Christ-Church-University Canterbury.

Arbeitspapiere aus der Evangelischen Hochschule Darmstadt

Herausgeber: Forschungszentrum der Evangelischen Hochschule Darmstadt, Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt. Die mit * markierten Berichte sind bei uns nicht mehr erhältlich, können aber gedownloadet werden.

Nr. 7 Brieskorn-Zinke, M. (2007)

Pflege und Gesundheit - Wege zur salutogenetisch orientierten Gesundheitsbildung

Nr. 8 Schwinger, T. (2007)

Einstellung zu geistig Behinderten

Nr. 9 Mansfeld, C. (Hrsg.) (2007)

An den Stärken ansetzen – Interkulturelle Eltern- und Familienbildung

Nr. 10 Herrmann, V. (Hrsg.) (2008)

Diakonische Bildung

Nr. 11 Emanuel, M. und Müller-Alten, L. (2008)

Qualität der Hilfen zur Erziehung

Nr. 12 Nieslony, F. und Stehr, J. (2008)

Jugendhilfe und Schule – Evaluation der Schulsozialarbeit in Darmstadt

Nr. 13 Kleiner, G. (2010)

Der Weg von der Seniorengruppe zum intergenerativen Stadtteiltreff- Veränderungsprozesse in der Arbeit der Seniorentreffs der Arbeiterwohlfahrt Darmstadt e.V.

Nr. 14 Kubon-Gilke, Gisela (2010)

Sozialstaatskrise in der Wirtschaftskrise:
Zusammenhänge, politische und wirtschaftstheoretische Schlussfolgerungen

Nr. 15 Brieskorn-Zinke, M. (2012)

Erfahrungsbezogene Gesundheitskompetenz im Pflegestudium: Konzeption, Unterrichtung, Bewertung

Nr. 16 Kleiner, G. (2012)

Selbstbestimmt im Alltag – Integriert im Gemeinwesen?

Nr. 17 Bender, Benedikt und Kubon-Gilke, Gisela (2013)

Gerechtigkeit als normativer Orientierungspunkt für Wissenschaften und Politik

Nr. 18 Erdmann-Rajski, Katja (2014)

Künstlerische Forschung: Planung, Durchführung, Auswertung und Reflexion eines Tanz-Musik-Theater-Projektes als Beitrag für die kulturelle Wirkungsforschung in der kulturpädagogisch orientierten Sozialen Arbeit

Nr. 19 Kleiner, G.; Krug, S. und Maier-Höfer, C. (2014)

Vom Gemeindezentrum zum Familien- und Stadtteilzentrum